

Stephan Lessenich
Thomas Scheffer (Hg.)

**Gesellschaften unter
Handlungszwang
Existenzielle Probleme,
Normalität und Kritik**

Christine Hentschel

Susanne Krasmann

Henning Laux

Stephan Lessenich

Thomas Scheffer

IfS Aus der Reihe

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Open Access Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (CC BY 4.0). Die Lizenz erlaubt die Verbreitung, Vermischung, Bearbeitung und den Aufbau auf dem Werk, auch kommerziell, sofern der ursprüngliche Autor des Werks genannt wird. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

ISBN 978-3-86505-652-8 [PDF]
DOI: <https://doi.org/10.65547/s6t4f9c3>

© 2026 Institut für Sozialforschung an der
Johann Wolfgang Goethe-Universität
Senckenberganlage 26
60325 Frankfurt am Main
www.ifs.uni-frankfurt.de

Redaktionskomitee der Reihe: Saskia Gränitz, Leonie Hunter,
Stephan Lessenich, Minna Ruokonen-Engler, Christian Sperneac-
Wolfer, Felix Trautmann, Franziska Wildt

Reihengestaltung: Lena Haubner, Weimar
Schriften: Theinhardt und Utopia Std

Printausgabe:
ISBN 978-3-86505-852-2 [Print]
© 2024 Bertz + Fischer GbR
Franz-Mehring-Platz 1 | 10243 Berlin
www.bertz-fischer.de | mail@bertz-fischer.de
Druck und Bindung: UAB Standart Impressa,
www.standart.lt, Vilnius, Litauen | info@standart.lt

**Stephan Lessenich
Thomas Scheffer (Hg.)**

Gesellschaften unter Handlungszwang Existenzielle Probleme, Normalität und Kritik

IfS
Aus der Reihe 2

BERTZ + FISCHER

Abstract

Klimawandel, Armutsmigration, Krieg: Wir stehen vor einer ganzen Reihe existenzieller Probleme, die spätmoderne Gesellschaften ebenso herausfordern wie deren Gesellschaftswissenschaften – und beide allem Anschein nach überfordern. Der Band fragt danach, wie der Problemschwere zunächst wissenschaftlich, sodann aber auch gesellschaftlich überhaupt Rechnung zu tragen wäre: Was bräuchte es, um den existenziellen Charakter von Problemen zu realisieren, also zum einen zu erkennen, zum anderen aber auch zur Leitlinie des eigenen Handelns zu machen? Was verhindert die so verstandene Realisierung der großen Fragen unserer Zeit? Und wie wäre es um die überkommenen Formen gesellschaftlicher Normalitätsproduktion bestellt, wenn existenzielle Probleme als solche anerkannt und angegangen würden? Das Buch ist als Debattenband konzipiert, in dem die Herausgeber auf kritische Repliken zu ihren jeweiligen Positionen gemeinsam Stellung beziehen.

Mit Beiträgen von Christine Hentschel, Susanne Krasmann, Henning Laux, Stephan Lessenich und Thomas Scheffer.

Inhalt

- 7 **Thomas Scheffer**
Die nicht mehr normale Klimafrage
der Soziologie
Eine Realitätsprüfung
 - 33 **Stephan Lessenich**
Als ob nichts wäre
Beobachtungen zur Normalität
gesellschaftlicher Indifferenzproduktion
 - 55 **Henning Laux**
Die ökologische Rechtfertigungsordnung des
Kapitalismus – und ihre (kritische) Soziologie
 - 78 **Christine Hentschel**
Im Angesicht der planetaren Zerstörung
Soziologische Perspektiven
gegen die Indifferenz
 - 93 **Susanne Krasmann**
Bloß nicht so viel Existenzielles
Gesellschaftsanalyse und ihre Verwerfungen
 - 110 **Thomas Scheffer und Stephan Lessenich**
Die Macht des Vordringlichen
- 124 Die Autor:innen

Die nicht mehr normale Klimafrage der Soziologie

Eine Realitätsprüfung

Thomas Scheffer

Gesellschaften haben ihre präferierten, eingeübten Probleme – und solche Probleme, die sie in ihrer Verfasstheit heraus- oder gar überfordern.¹ Heutige Industriegesellschaften sind dem Klimawandel wohl abgeneigt. Er trifft sie in ihren anderweitig ausgerichteten Problemlösungen. Mit seiner multiplen, zerstörerischen Wucht legt der Klimawandel vergessene bis verdrängte Voraussetzungen von Gesellschaftlichkeit offen: die Verfügbarkeit von Überlebensmitteln wie Wasser, Nährboden, Luft, Energie. Der Klimawandel lässt damit, anders als eingeübte existenzielle Fragen, das Urvertrauen in die »immortal ordinary society« (Garfinkel 1967: 1) schwinden. Er führt die Beschränktheiten und Abhängigkeiten der Gegenwartsgesellschaften vor Augen, dem Klimawandel zu begegnen – ihn zu realisieren. Letzteres hieße, sich des *existenziellen Problems*² in Schwere und Ausmaß anzunehmen, es mit Macht anzugehen. Eine Problemlage zu realisieren, sich ihr zu stellen, geht damit über das bloße Dafürhalten hinaus.

Im Weiteren möchte ich die Frage der existenziellen Realisierung der Soziologie selbst antragen. Insgesamt erscheint mir die relative Abwesenheit einer soziologischen Klimaforschung erkläруngsbedürftig. Woher röhrt die Teilnahmlosigkeit? Zur Erklärung fokussiere ich auf heute relevante Ansätze bzw. Analytiken, die mir für eine soziologische Klimaforschung prädestiniert erscheinen: weil sie einen methodologischen Holismus exerzieren, weil sie differenzierte Gegenwartsdiagnosen begründen, weil sie Verhältnisse wie

Vollzüge auch hinterfragen und sich bei all dem grundsätzlich als Teil der untersuchten Gesellschaft begreifen. Welche Potenziale bieten entsprechend Sozialkonstruktivismus, Funktionalismus, Poststrukturalismus und (Neo-)Materialismus für die verschiedentlich geforderten »really new ways of thinking« (Shove 2010: 278)? Und wie befördern sie »conversations about how we have arrived at such perilous climatic circumstances, or how society can change course« (Norgaard 2018: 171)?

Im ersten Teil meines Beitrags skizziere ich die vier Ansätze ausgehend von ihren je eingeübten, favorisierten Bezugssproblemen und Pointen: Worauf sind sie gerichtet? Woran arbeiten sie sich ab? Worauf zielen sie ab? Die Ansätze pflegen allesamt, so die Beobachtung, eine normalsoziologische Distanznahme wie Kontinuitätsannahme im Verhältnis zu unerwünschten bzw. nicht genehmten Problemen, seien diese auch existenziell. Distanzierung und Normalisierung des Gegenstands fungieren dabei als Ausweis von Wissenschaftlichkeit und soziologischer Autorität. ›Normalsoziologisch‹ bezeichnet hier einen Modus, der die Gleichförmigkeit untersuchter Vorkommnisse behauptet sowie deren Be- forsch- und Analysierbarkeit mit eingeübten ›Bordmitteln‹. Die etablierten Verfahren des professionellen ›Soziologisierens‹ bleiben demnach auch angesichts des Klimawandels intakt. Sie zeigen sich von diesem außerordentlichen Phänomen erstaunlich unbeeindruckt.

Wie nun, so frage ich weiter, könnten die Ansätze dem gegenüber die besondere Problemschwere des Klimawandels ermessen und derart zu seiner gesellschaftlichen Realisierung beitragen? Die Ansätze bzw. Forschungsapparate³, so meine Argumentation, bieten jeweils eigene Potenziale, um zur Realisierung der Klimafrage beizutragen. Sie bedürfen allerdings zu ihrer Freisetzung der gezielten Revision. Blockade wie Potenziale will ich entlang

der vier genannten Ansätze aufzeigen. Die von mir ange regten Updates derselben machen sich die klimatologische Erkenntnislage (vgl. Edwards 2010) zu eigen und beziehen sich auf den Klimawandel als ein – allerdings schwer – zu lösendes Problem. Daraus folgen: (a) normalsoziologische Varianten der Problemdistanzierung, (b) gesonderte Anforderungen zum Einbezug der besonderen Problemschwere, (c) gezielte Revisionen der vier Ansätze. Die revidierten Ansätze, so der Schluss, erkunden die Bedingungen der Möglichkeit zur gesellschaftlichen Realisierung der Klimafrage: Was es also braucht, damit dieses *existenzielle Problem* zur allgemeinen wie erfolgversprechenden Bearbeitung gelangt.

Soziologische Problem-Distanzierungen

Die Frage nach ihrer Problem-Distanz bzw. Problem-Nivellierung trifft die Soziologie in einer ihrer Grundoperationen: ihrem *doing science*. Problem-Distanzierungen versprechen eine Reihe vorteilhafter Diskurseffekte: So erlauben sie die Einnahme einer vermeintlich ›neutralen‹ Sprechposition, die das Räsonieren ohne eigene Betroffenheit ermöglicht. Auch gestatten sie die Teilnahme am Diskurs ohne spezifische Problemkenntnisse. Es wird dem Vorwurf des ›blindlen Aktivismus‹ wie des ›Irrglaubens‹, der ›Parteinahme‹ wie des ›Vorurteils‹ vorgebaut. Die Distanznahme verspricht eine analytische Über- und Weitsicht, dem Handgemenge gleichsam enthoben.

Begreifen wir unter Problem *das Vorgelegte, das einer Lösung harrt*, so befassen sich distanzierte Analysen mit dem Wie und Warum der Problemstellung, nicht aber mit dem Problem selbst. Offenbart die Klimafrage also eine Art *déformation professionnelle* der Soziologie? Im Fach hatte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein postpositivistisches *interpretative paradigm* (Giddens 1976) durchge-

setzt. Die Sozialwissenschaften sind demnach erkenntnis-theoretisch von den Naturwissenschaften unterschieden. Erst durch ihre Teilnahme am Forschungsgegenstand – den sozialen Geschehnissen und Beziehungen – generiert die Soziologie Wissen, während sich ihr Gegenstand durch die Aneignung dieses Wissens wiederum wandelt (vgl. Giddens 1984; Taylor 1983). Diese Wechselwirkung wird in der Ethno-methodologie noch betont, wo das ›Soziologisieren‹ nicht nur professionelle Soziolog:innen, sondern auch eine *mundane sociology* (vgl. Garfinkel 1967) umfasst. Die Gesellschaftsmitglieder bzw. die *members* (ebd.) soziologisieren, das heißt sie deuten Vorkommnisse im Lichte der gesellschaftlichen Ordnung und vice versa.

Die Kapazitäten der Soziologie zur Realisierung der Klimafrage betrachte ich anhand der folgenden vier Ansätze, allesamt grundständig, interpretativ, holistisch und gegenwartsdiagnostisch: Sozialkonstruktivismus, Poststrukturalismus, Funktionalismus und (Neo-)Materialismus.

(1) Sozialkonstruktivismus: Der Schleier der Ungewissheit
In dieser wirkmächtigen Gruppe von Ansätzen erfolgt die Problem-Distanzierung erkenntnistheoretisch. Ein Problem existiert immer in der einen oder anderen Form als Darstellung. Es wird erzählt, definiert, erklärt oder symbolisiert. Sachverhalte haben demnach nicht »aus sich heraus« den Charakter eines Problems, sondern [müssen] gesellschaftlich erst definiert und damit zu einem solchen ›gemacht« werden (Keller und Poferl 2020: 149). Beforschbar sind nicht Probleme selbst, sondern nur »activities of individuals or groups making assertions of grievances and claims with respect to some putative conditions« (Spector und Kitsuse 1977: 75). Ausgangspunkt der Analysen sind Problemkarrieren, Deutungsmuster oder Problematisierungen. Leute oder Institutionen bringen ein Problem »on their own

terms« (Hine 2016: 24) hervor. Fragen zur Problemschwere erscheinen entsprechend als irreführend.

Die konstruktivistische Pointe besteht in der Rekonstruktion von Deutungsmustern und Konstruktionsweisen. Das Problem tritt hinter diesen zurück. Statt vom Problem spricht der Sozialkonstruktivismus von dem, was ›diesen‹ oder ›jenen‹ als Problem erscheint. Die soziale Konstruktion wird zum realen Phänomen – und gilt seinerseits nicht als konstruiert (vgl. Woolgar und Pawluch 1985). Mit dieser nivellierenden Wendung sind Probleme analytisch auf Distanz gebracht, indem etwa ›imaginaries‹, ›emotions‹, ›narratives‹ oder ›Deutungsmuster‹ zum maßgeblichen Analysegegenstand erhoben werden.⁴ Der Sozialkonstruktivismus findet diskurspraktische bis -strategische Verwendung in Klimadebatten, mit der sich klimawissenschaftliche Erkenntnisse als gleichsam kontingente und präferierte Deutung einklammern lassen.

(2) Dispositivanalyse: Die Kritik der Übermacht

Auch Dispositivanalysen beziehen sich auf Problemdarstellungen, rechnen diese allerdings auf überbordende Machtwirkungen hoch. Die gleichgerichteten Problembehandlungen einer Regierungsweise etablieren Machtzugriffe wie Lebensweisen. Sie normalisieren und subjektivieren, prägen Routinen wie Ambitionen. Sie scheiden Kultur und Natur, Normales und Annormales, Gesundes und Krankhaftes, Politisches und Unpolitisches. Derlei Zurichtungen erklärt die Dispositivanalyse anhand vernetzter Infrastrukturen aus Ein- und Überblicken, Prüfungen und Drohungen, Plänen und Strategien.

Dispositive sind anfänglich, entlang der Foucault'schen Archäologie, noch auf Notstände (vgl. Foucault 1963) gerichtet. In der Genealogie werden diese analytisch geschluckt. Das Dispositiv überformt Maßnahmen zum dichten Tab-

leau der Macht, dient zuvorderst sich selbst und entkoppelt sich vom Anlass. Analytisch interessieren nun die zurichenden Effekte der Regierungsweise bis hin zur Subjektivierung. Die fortwährende Übermacht gilt dieser Analytik als das eigentliche Problem.

Die Distanzierung von der Klimafrage lässt sich am folgenden machtanalytischen Argumentationsgang nachvollziehen (Swyngedouw 2010: 213): (1) »we explore the ways in which the present climate conundrum is predominantly staged through the mobilization of particular apocalyptic imaginaries«, (2) »we argue that this specific (re-)presentation of climate change and its associated policies is sustained by decidedly populist gestures«, (3) »[f]inally, we discuss how this particular choreographing of climate change is one of the arenas through which a post-political frame and post-democratic political configuration have been mediated«. Es ist nun der Machteffekt der Problemstellung, der analytisch ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt. Er tut dies unabhängig von den Problemausprägungen auf der Grundlage der »apocalyptic imaginaries«. Ähnlich verfahren Analysen zum Anthropozän, die den Begriff wiederum auf seine Macht-effekte hin befragen: »A promising direction for theorizing in the social and human sciences is to approach the notion of the Anthropocene as exemplified in new knowledge practices that have implications for governance. It invokes new conceptions of time, agency, knowledge, and governance.« (Delanty 2020a: 144)

Für die derart entkoppelte Dispositivanalyse gilt grundsätzlich: Es gibt stets zu viel, nie ein zu wenig an Macht. Diese Pointe wird durch implizite Einschätzungen zur Problemlage erkauft. Jedwede Ausrufung eines Not- bzw. »Ausnahmezustands« gilt dieser Analytik als verdächtig, ja abzulehnen. Der Grundverdacht soll den Blick frei machen für Machtstrategien und ihre exzessiven Effekte. Existentielle Problemstel-

lungen gelten demgegenüber als Falle. Auch dieses ›Soziologisieren‹ findet in der Klimadebatte breite Verwendung: als Skepsis gegenüber einer sozialökologischen Transformation.

(3) Funktionale Analyse: Das Pramat funktionaler Differenzierung

Konträr verhält es sich mit der Differenzierungstheorie mit- samt ihren funktionalen Analysen. Ihr erscheint es geradezu notwendig, dass umfassende Probleme wie die ökologische Frage ausgeblendet werden. Sie begründet dies mit der Spe- zialisierung selbstbezüglicher Funktionssysteme. Schon ihre Irritierbarkeit wird angesichts unübersichtlicher Umwelten zum knappen Gut. Die funktionale Analyse will zeigen, und hierin besteht ihre verlässliche Pointe, wie das Absehen von den Problemen konstitutiv ist für Aufgabenerfüllung und Systemreproduktion. Nur weil der Systembetrieb wenig ein- und vieles ausblendet, vermag er fortzufahren. Demnach nehmen etwa Organisationen nur solche Probleme an, für die sie bereits Lösungen vorhalten. Drängen und Drastik gesellschaftlicher Probleme treten hinter die Maßgabe des systemischen ›Weiterbetriebs‹ zurück.

Probleme und Lösungen denkt der Funktionalismus nicht als lineare Abfolge. Problembehandlungen wären, wenn überhaupt, nur mittelbar möglich: als indirekte Steuerung der Subsysteme. Nur derart dezentriert kommen die Stärken funktionaler Differenzierung zum Tragen. Existentielle Mo- bilisierungen gelten dagegen als dysfunktional. Sie brechen sich am je systemspezifischen Eigensinn. Die funktionalisti- sche Pointe überzeugt, solange Probleme auf Distanz zu hal- ten sind bzw. tatsächlich von ihnen abzusehen ist.⁵ Sie wäre also nicht abzukoppeln vom Drängen und von der Dring- lichkeit, von Wucht und Ausmaß der virulenten Probleme.

Die Diagnose einer »Leistungsfähigkeit der Moderne« (Nassehi 2021: 318) wendet sich so zur Problemdistanz. Drän-

gende Probleme wie Pandemie oder Klimawandel überfordern demnach nur, wenn deren Kommunikation nicht die »wechselseitigen Bedingungen für Anschlussmöglichkeiten bei gleichzeitiger Kontinuierung von Strukturen, von Erwartbarkeiten« (ebd.) berücksichtigt. ›Diskontinuierung‹ der Anschlüsse ließe die Systeme kollaborieren, was unbedingt zu vermeiden ist – und zwar unabhängig von Problemschwere und -verursachung. Diese funktionale Argumentationsfigur findet sich heute in der Klimadebatte dort, wo weitreichende Maßnahmen mit dem Verweis auf den Wirtschaftsstandort abgeblockt werden. Vordringlich ist demnach der Fortbestand des hergebrachten Systembetriebs.

(4) Fundamentalkritik: Die Kaskade der Symptome

Materialistische und neomaterialistische Fundamentalkritiken zeigen, bei aller Differenz, bemerkenswerte Ähnlichkeiten. Sie betreffen den Status angezeigter Problemarbeiten. Die Fundamentalkritik bezweifelt prinzipiell die Lösbarkeit der Probleme unter den vorherrschenden wie ursächlichen soziomateriellen Verhältnissen. Erst deren Überwindung verspricht Erlösung.

Der materialistischen Fundamentalkritik gelten Klimawandel, Krieg, Armut, Pandemie und andere Krisen je als Ausdrücke gleichursprünglicher Systemfehler. So in marxistischer Tradition, die die in der Kapitalform vermittelte Umkehrung von Zweck und Mittel als (selbst-)zerstörerisch identifiziert. Die anhand von Profitraten ausgetragene, global entfesselte Konkurrenz zieht weitreichende Verwerfungen nach sich. Die Ausbeutung von Mensch und Natur sind Ausdruck der durch ›objektive‹ Markterfordernisse entfesselten Kapitalverwertung. Sie wird der Gesellschaft zur maßgeblichen (›zweiten‹) Natur.

Neomaterialistische Fundamentalkritiken erkennen in der ökologischen Frage eine Krise gesellschaftlicher Natur-

verhältnisse. Diese Verhältnisse leugnen die ökologischen Grundlagen jedweder sozialen Geschäftigkeit. Deren nicht-menschliche Anteile fungieren als bloße Verfügungsmasse. Erlösung hängt hier an Weltbild und Ethik: »What is needed is a whole new way of understanding ourselves in the world, a whole new cosmology« (Ejsing 2022: 13). Entsprechend beobachtet die Fundamentalkritik die Unfähigkeit, die tiefgreifenden Probleme überhaupt zur Sprache zu bringen. Etwa die basale »distinction between ›society‹ and ›nature‹ [...] a central element in the hegemonic, though at this stage hybrid, modern imaginary, with the objectification of the latter in what regards economics – which is crucial for capitalism – and politics – in which society is considered an at least partly purposeful agent vis-à-vis nature, which appears as only and always a patient.« (Domingues 2021: 13) Erst ein neues Denken erkenne die Verletzlichkeiten und Abhängigkeiten der eigenen (Co-)Existenz an.

Es ist der totale Zusammenhang aus Denk-, Lebens- und Wirtschaftsweise, von dem sich existenzielle Probleme als »entlarvende« Symptome herleiten. Zugleich aber vermittelt etwa die »imperiale Lebensweise« (Brand und Wissen 2017) den Eindruck, alternativlos zu sein: der ›Gang der Dinge‹. Jeder marktformige Tausch, jedes Geschäftsmodell, jede Lohnarbeit und Warenproduktion gelten unterschiedslos als fehlgeleitet und zu kritisieren. Adornos (1997: 43) Diktum »Es gibt kein richtiges Leben im Falschen« bringt die fundamentalkritische Pointe auf den Punkt: den Blick in die Abgründe eines tiefverwurzelten Todestriebs. Die Verhältnisse gleichen dabei einem Teufelskreis »ohne Ausweg« (Marcuse 1967: 65).

Die Fundamentalkritik richtet sich gegen flache Problemdiagnosen und auf letzte Ursachen: Eigentum, Markt, Staat, Patriarchat und so weiter. Der »Aktionismus« (Adorno 1977: 794) riskiere demgegenüber Inkonsistenz und Korrumperung. Systemkonforme Problemarbeit konfrontiere

höchstens Nebenwidersprüche, verbreite unbegründeten Optimismus und legitimiere hinterrücks die herrschenden Verhältnisse. Die Fundamentalkritik klammert derart die heute drängenden und morgen unumkehrbaren Probleme des Klimawandels ein. Sie treten hinter der negativen Utopie des Zusammenbruchs zurück, so als ließen sich jedwede Probleme erst – wie auch immer⁶ – auf den Ruinen der herrschenden Ordnung (Tsing et al. 2017) überwinden.

Zwischenfazit: Varianten der Problem-Distanzierung

In der Problem-Distanzierung zeigt sich ein Mangel an problembezogener Affirmation. So als ließe sich per se ausschließen, dass die Ausprägung der Sozialkonstruktionen, funktionalen Differenzierungen, Macht-Wissen-Bündnisse oder Ausbeutungsverhältnisse ihrerseits vom ›Problem-der-Zeit‹ mindestens tangiert wird. Derart entkoppelt gewährt die Problem-Distanzierung verlässliche Pointen: jedes Problem sei auch anders konstruierbar, sei erstmal nur Vorwand, sei vor allem Zumutung oder lediglich Symptom. Keine der Analytiken wendet sich derart dem existenziellen Problem als – womöglich schwer – zu lösende Frage zu. Ja, mehr noch, sie vermitteln den Eindruck, als stellten sie sich nur anderen, andernorts, zu anderen Zeiten. Die Distanzierung nivelliert die Probleme und sucht analytische Kontinuität über die Zeitkerne der Vorkommnisse hinweg.

Die soziologische Missachtung der Klimafrage als besonderes Problem mag der disziplinären Arbeitsteilung, der fachspezifischen Engführung des Sozialen oder der Begründung epistemischer Autorität (vgl. Esguerra 2021) geschuldet sein. Offenbar, so die ethnomethodologische Reflexion, gelten auch für den Betrieb der soziologischen Forschungsapparate vordringliche wie eingeübte Vollzugs- und Bezugsprobleme (vgl. Scheffer 2020) des *doing science*: der Herstellung und Darstellung wissenschaftlicher Autorität wie der Profi-

lierung des eigenen Ansatzes in den Arenen akademischer Konkurrenz. Die situierte wie organisierte Vordringlichkeit gilt, so die kritische Wendung der Ethnomethodologie, nicht nur für beforschte Zusammenhänge, sondern auch für das soziologische Forschen selbst. Problemdistanzierung dient Letzterem als probates wie präferiertes Mittel, Wissenschaftlichkeit zu demonstrieren. Was kann nun unser ›Soziologieren‹, bei allem praktischen Eigensinn, zur gesellschaftlichen Realisierung der Klimafrage beisteuern?

Die Problemschwere des Klimawandels

Was macht Probleme eigentlich zu schweren Problemen? Ernst Bloch (1963) hatte diese Frage mittels rück- wie voreigfender Diagnosen relationiert und historisiert. Schwer ist ein Problem demnach, wo es einerseits durch allgemeine Tendenzen bzw. qua vorherrschender, normalisierter Praktiken befeuert wird, wo ihre Bearbeitung andererseits über die gegenwärtig zur Verfügung stehenden Mittel und Möglichkeiten hinausweist. Die historisch-dialektische Perspektive Blochs erfasst, wie drängende Probleme die Entwicklung von Problemwissen und -behandlung forcieren, ja die ›realutopische‹ Ermöglichung noch unverfügbarer Möglichkeiten vorantreiben. Schwer ist ein Problem also, wo seine Eigenschaften und Wirkungsweisen in Relation zum gesellschaftlichen Vermögen überfordern.

Existenzielle Probleme sind in diesem Sinne mal überfordernd, also ihrer Zeit voraus, und mal eingehetzt, also Teil des gesellschaftlich-arbeitsteiligen Normbetriebs inklusive der gängigen infrastrukturellen Vorkehrungen und Einrichtungen geworden. Blochs Analytik der Problemschwere führt uns in zeitsensitiv-relationale Differenzierungen des ›schon‹, ›bald‹, ›noch nicht‹. Zustände sind dann »nicht mehr normal« (Lessenich 2022), werden normal oder waren noch vor gar nicht allzu langer Zeit normal. Problem und

Vergesellschaftung bilden regelmäßig eine Gegenwart des Ungleichzeitigen, Unpassenden, Überschießenden. Marxistisch ausgedrückt: Notwendigkeiten, soziotechnische Fertigkeiten und diese sie disponierenden Herrschaftsverhältnisse fallen auseinander.

Welche Dimensionen einer über/fordernden Problemschwere lassen sich bezogen auf den Klimawandel ausmachen? *Erstens* stellten schon ältere IPCC-Berichte fest,

»dass in einem Prozess globaler Erwärmung, der die 2°C-Grenze überschreitet, vier Grundlagen jedweder Zivilisation unter hohen Anpassungsdruck kämen: (a) die Verfügbarkeit von Nahrungsmitteln und landwirtschaftlich nutzbarer Fläche; (b) das Trinkwasser; (c) die Energiebasis, die bisher vor allem auf der Verbrennung fossiler Energieträger basiert; (d) die Klimastabilität« (Messner 2012: 145).

Der Klimawandel überschreitet gleich mehrere *planetary boundaries* (Rockström et al. 2009). Erschwerend wirken *zweitens* Dringlichkeiten, also die Zeit, die für Problembearbeitungen zur Verfügung steht. Es drohen Kipppunkte im Erdsystem (vgl. Lenton et al. 2007) beziehungsweise ein »irreversible[r] Erdsystemwandel« (Messner 2012: 147). Neben Drängen und Dringlichkeit ist es *drittens* der Problemaufbau. Er umfasst das Anthropozän (vgl. Crutzen und Stoermer 2000), also die erdgeschichtliche Epoche, in der »die Menschheit zur wichtigsten Natur-Kraft aufsteigt«. Der Klimawandel bedroht heute »jedwede Zivilisation« (Messner 2012: 145). *Viertens* übersteigt der Klimawandel derart »unsere Vorstellungskraft und unsere historischen Erfahrungen bei weitem« (Messner 2012: 147; vgl. auch Björnerud 2022). Er erweist sich als epistemisch anspruchsvoll, wo seine Anzeichen und Bezeichnungen nicht lebensweltlich eingängig sind. *Fünftens* wirkt das Problem schwerer, wo es

andere existenzielle Fragen mit sich zieht: die soziale Frage, weitere ökologische Fragen, kriegerische Konflikte und Fragen von Tyrannie⁷. Die Klimafrage ist in dieser Gemen-gelage fürwahr *wicked*⁸, weil ihre Beantwortung die anders (ein-)gerichteten Problemarbeiten mindestens erschwert.

Fassen wir zusammen: Der Klimawandel gewinnt an Problemschwere, wo er die anderweitig bewährten apparativen Kapazitäten von Gesellschaften überholt wie unterminiert. Die Soziologie kann selbst als Zusammenstellung solcher Kapazitäten gelten, die bislang eher auf die soziale Frage abgestellt waren. Die genannten postpositivistischen Ansätze sind nun, insofern sie sich als Teil der beforschten Gesellschaften begreifen, ihrerseits existenziell betroffen. Demgegenüber impliziert die je eingenommene Problem-Distanz folgende strukturelle Präferenz: Wenn sich der Klimawandel soziologisch – ungeachtet der Problemschwere – wie ein eingeübtes Problem behandeln lässt, dann behandle ihn so. Wie lässt sich diese Normalitätspräferenz – angesichts des sich rasant schließenden Möglichkeitsfensters der Klimaerhitzung und trotz aller praktischen Vordringlichkeiten der laufenden wie eingeübten Vollzugs- und Bezugsprobleme – überwinden?

Zur Revision der Problem-Soziologie in Zeiten des Klimawandels

Wie kann die Soziologie zur existenziellen Realisierung der Klimafrage beitragen? Nötig wäre ihre *Problemzuwendung*, indem sie die gesellschaftliche Realisierung zum zentralen Gegenstand erhebt. Was bedeutet das für die skizzierten Ansätze?

(1) Sozialkonstruktivismus, revidiert: Zur Unwahrscheinlichkeit der Realisierung

Jede Vermittlung des Klimawandels als Problem ist mit performativen Bedingungen konfrontiert: mit Formaten des

Small Talks, des wissenschaftlichen Aufsatzes, des Radio- oder TV-Interviews oder der Parlamentsdebatte. Problemdarstellungen sind notwendig vermittelt, bedienen Sprachspiele, übersetzen Wissenstände, schöpfen Zeichensysteme und führen das Problem »vor Augen«. Die »Konstruktionsmaschinerie von Wirklichkeit« (Knorr-Cetina 1988: 91) offeriert Kapazitäten der Realisierung. Sie »interpenetrates with the formation of core elements that stabilize society: identities, institutions, discourses and representations, among others« (Jasanoff 2010: 236).

Ein revidierter Konstruktivismus rechnet mit je bedingten Beobachtungs- und Darstellungskapazitäten, insofern keine noch so verzweigte Forschungsapparatur das Problem in Gänze erfasst. Er ist, neben dem *doing problems*, außerdem mit *undoings* konfrontiert (McCright und Dunlap 2010) – mit Verdrängungen wider alle Bedrängnis. Die Realisierung konkurriert derart mit politisch-diskursiven Antrieben zur Verdrängung: den Problemkonkurrenzen, den Resonanzblockaden, der Skepsis gegenüber jedweder offiziellen Problemanerkenntnis, der Präferenz für das bereits Erlernte und Eingeübte, der symbolischen Zurechnung problemadäquater Lebensstile.

Diskrepanzen und Anfälligkeitkeiten zeigen sich bezogen auf etablierte Diskursformate: das journalistische *false balancing*; das politische Kalkül unmerklicher Belastungen; die liberale Überhöhung individueller Wünsche als Bedürfnisse; die justizielle Präferenz für individualisierbare Rechte; die mangelnde Anrechnung des Anderen in Geschäftsmodellen. Der revidierte Konstruktivismus verortet derart die Unwahr-scheinlichkeit existenzieller Realisierung. Die Maßgabe für diese Sozialforschung: *Betrachte soziale Konstruktionen als notwendig, um Probleme zu realisieren. Arenen und Formate der Konstruktion tangieren das gesellschaftliche Vermögen zur Realisierung.*

(2) Dispositivanalyse, revidiert: Machtdefizite angesichts der Problemschwere

Revidierte Dispositivanalysen erwägen den Machtbedarf im Lichte des Klimawandels. Sie betrachten die Mobilisierung apparativer Kapazitäten als wichtige Momente einer Problem-Realisierung. Den spezialisierten Apparaten wird ein allgemeines, von ihnen anzunehmendes Bezugsproblem angetragen. Die Mobilisierung etabliert umfassende Macht-Wissen-Komplexe bzw. Kampagnen zur arbeitsteiligen Problembehandlung. Sie ringt um die Durchsetzung obligatorischer Rechenschaften und Verrechnungen. Es sollen zählen: CO₂-Verbrauche, CO₂-Budgets und CO₂-Zielvereinbarungen zur aggregierten Vermessung des skalierten Stands der Dinge. Die Aufrechnung erlaubt Verteilungen der Problemarbeit auf der Zeitachse, aber auch einen zunehmend irrealen Aufschub. Diese wird befeuert durch eine Skalierung der Problemdiagnose: so gewinnen Wetterextreme, indem sie der komplexen Problematik⁹ der Klimafrage zugerechnet werden, Alarmierungsqualität; ähnliches gilt für Klimademonstrationen und -aktionen. Sie beeindrucken den Common Sense und drängen das Gemeinwesen zur Neuausrichtung apparativer Kapazitäten, ihrer Mobilisierung und Demobilisierung.

Die revidierte Dispositivanalyse wird außerdem pluralisiert: verschiedene Dispositive konkurrieren um knappe Ressourcen entlang divergierender Problematisierungen; sie finden sich zudem in unterschiedlichen Stadien ihrer Durchsetzung. So sind Wohlfahrts- und Klimadispositiv heute ungleich entfaltet, gefestigt, gar veralltäglich.¹⁰ Während ein Klimadispositiv, etwa mittels skaliert CO₂-Minderungsziele, sektoralem Zertifikatehandel und völkerrechtlich bindenden Verträgen, Konturen gewinnt (vgl. Shackley und Wynne 1995), ist die Realität der ›sozialen Frage‹ zumindest in den prosperierenden Stabilitätszonen wohlfahrtsstaatlich anerkannt und operationalisiert.

Die revidierte Dispositivanalyse beobachtet Dispositive als Motoren der Vergesellschaftung, die sie im Moment ihres Werdens/Vergehens antrifft. Die Realisierung der Klimafrage genügt *offenbar* (noch) nicht dem rasant aufziehenden Notstand. Die Maßgabe für die revidierte Dispositivanalyse: *Betrachte die Disponierung apparativer Kapazitäten als notwendige Voraussetzung existenzieller Realisierung. Betrachte Dispositive als bedingt im Lichte der Problemschwere.*

(3) Funktionale Analyse, revidiert: Klimafrage als geteiltes Bezugsproblem

Wie stellt sich eine revidierte funktionale Analyse dar? Sie diskutiert wohl nicht mehr nur Differenzierungsgewinne, sondern auch Entdifferenzierungsbedarfe. Existenzielle Probleme zerstören demnach undifferenziert – und zwar auch die Kapazitäten, die ihnen Einhalt gebieten könnten. Die Klimafrage eröffnet gleich mehrere Fronten und gewinnt darin ihre ganz eigene Drastik und Gnadenlosigkeit. Schreitet sie voran, dann fallen die generalisierten Voraussetzungen funktionaler Differenzierung. Es wächst hier das Müssen, während das Können schwindet.¹¹

Indem die revidierte funktionale Analyse nicht mehr nur fertige ›Darstellungen‹ (vgl. Luhmann 1969), sondern stärker auch deren ›Herstellung‹ (ebd.) einbezieht, erfasst sie die Klimafrage auch als unmittelbar drängend. Ihr Fortschreiten unterminiert routinierte Arbeitsprozesse, entzieht einkalkulierte Ressourcen, destabilisiert immer schon vorausgesetzte Infrastrukturen (vgl. Foundational Economy Collective 2019). Die revidierte funktionale Analyse legt Abhängigkeiten der ökonomischen, rechtlichen sowie politischen Operationsweise bloß und begründet so den Bedarf zur Entdifferenzierung aus verschiedenen Systemperspektiven inklusive ihrer Vordringlichkeiten.

Eine mikrofundierte Differenzierung kann verdeutlichen, dass hier *erstens* materielle Abhängigkeiten nicht mehr nur Rand- und Umweltgrößen, sondern ‚handfeste‘ Vollzugsbedingungen betreffen, dass *zweitens* Bemühungen zu beobachten sind, diese Abhängigkeiten im kalkulierten ‚Lauf der Dinge‘ via Vorsorge abzusichern, und dass *drittens* Systeminterdependenzen über punktuelle strukturelle Kopplungen hinausreichen. Die Formen, in denen diese Interdependenzen bereits im apparativen Alltagsbetrieb Einzug halten, führen vor Augen, wie die Klimafrage bereits heute über die eingespielte funktionale Differenzierung hinausweist.¹²

Die revidierte funktionale Analyse unterstellt nicht mehr die Passung von Lösung und Problem. Sie rechnet mit überschließenden Notwendigkeiten und beschränkten Möglichkeiten. Das eigensinnige System ist dann nicht zuvorderst durch kommunizierte Zumutungen bedroht, sondern durch den Einbruch des Problems in den Normalbetrieb. Die generalisierte Sorge gegenüber Tendenzen der Entdifferenzierung erscheint vor diesem Hintergrund nachrangig. Fraglich wird vielmehr der Fortbestand der Teile wie des Ganzen. Die Maßgabe der revidierten funktionalen Analyse: *Betrachte ein Maß an Entdifferenzierung als notwendige Bedingung der Möglichkeit der existenziellen Realisierung und damit auch für die Reproduktion funktionaler Differenzierung.*

(4) Fundamentalkritik, revidiert: Zur Ermöglichung von Möglichkeiten

Mit der Unumkehrbarkeit der Klimaerhitzung verliert auch die revolutionäre Überwindung der Verhältnisse inklusive des unbestimmten, hoffnungsvollen ‚Danach‘ an Anziehung.¹³ Die Klimafrage stellt sich gerade nicht als Krise beziehungsweise Problemhöhepunkt dar; sie wird gerade nicht – wie ein Krieg – einst beendet sein. Der beschleunigte Klimawandel

ist permanente Katastrophe, die die adaptiven Kapazitäten – in Gesellschaft wie Natur – zunehmend überfordert.¹⁴

Vor diesem Hintergrund legt eine revidierte Fundamentalkritik, entlang von Schichten alarmierender Problem-Kapazitäts-Diskrepanzen, Bedarfe nach »konkreten Utopien« (Bloch 1971) frei, die über eine kritische Ideen- und Begriffsgeschichte hinausgehen. Diese Schichten betreffen *erstens* die existenziellen Probleme selbst mit ihrer eigenen Zerstörungskraft, *zweitens* die Kapazitäten der apparativen Problemarbeit, die – obwohl bereits greifbar und mehr als notwendig – nicht mobilisiert werden, *drittens* die zu entwickelnden Möglichkeiten, die – obwohl notwendig – nicht ermöglicht werden. Die Schichtung führt die Analytik in die ›Abgründe‹ der Katastrophe und begründet und relativiert Notwendigkeiten zur Utopie. Nicht alles, was Not tut, liegt in weiter Ferne.

Es sind die brüchigen Relationen aus Problemschwere, Notwendigkeit und Möglichkeit, die die Fundamentalkritik gegen ihre eigenen Versprechen aufbringt: ihren unbedarften Taumel des ›alles ist möglich‹ unter Absehung der Problemschwere; ihren trügerischen Furor des ›alles muss neu‹, der bereits hier und heute schon verfügbare Kapazitäten verwirft. Ob die nötige Ermöglichung neuer Möglichkeiten nun aus revolutionärem Widerstand (vgl. Redecker 2018), sozialem Experimentalismus (vgl. Bogusz 2018) oder eingeübter Subsistenz (vgl. Tsing 2015) emergiert, wäre im Lichte der verfügbaren Kapazitäten und ihrer dispräferierten Probleme zu klären. Sollen die Probleme nicht nivelliert, von Drängen und Dringlichkeit nicht abstrahiert, Zwecke und Mittel der Kritik nicht verkehrt werden, braucht es die Rekonstruktion des Utopiebedarfs unter dem Eindruck der allzu zügig aufziehenden Katastrophen. Die unterschiedslose ›Überwindung der Verhältnisse‹ erweist sich angesichts der Bedrägnisse eher als plakative Leer- denn als verantwortliche Lösungsformel. Wo die Dispositivanalyse also keine

Imagination für den Mangel an Macht und die funktionale Analyse keine Vorstellungskraft für die Notwendigkeit an Entdifferenzierung aufbringt, da fehlt der Fundamentalkritik der Sinn für die verfügbaren Kapazitäten. Die revidierte Fundamentalkritik fahndet nach dem Utopiebedarf in der Aussichtslosigkeit selbst kundigster, wohlwollendster Problemarbeiten. Sie begründet ihre Kritik im Respekt gegenüber dem gegenwärtig schon Vollbrachten wie Verfügbaren.

In Tuchfühlung mit der Problemlage respezifiziert die Fundamentalkritik *erstens* ihre allzu gleichgerichteten Problemdiagnosen. Sie rechnet mit einander gegenläufigen Anforderungen der Problemarbeit. Sie vermutet *zweitens* nicht ausgeschöpfte Kapazitäten zur Problemarbeit unterhalb der Schwelle der herrschenden Verhältnisse. Sie verfolgt *drittens* verschiedene Kämpfe um die Schöpfung möglicher Kapazitäten. Sie markiert *viertens* die Hindernisse zur Entfaltung der Möglichkeiten. Entworfen werden so Vergesellschaftungen mit Blick auf sich bereits bis lediglich abzeichnende Bearbeitungskapazitäten.¹⁵ Die Maßgabe der revidierten Fundamentalkritik: *Erhebe die gesellschaftlich schon mögliche Bearbeitung existenzieller Probleme zum orientierenden Maßstab der Kritik. Erschließe entlang der notwendigen, aber noch nicht möglichen Möglichkeiten möglichst konkrete Utopien.*

Ausblick

Die Klimafrage ist gesellschaftliche Realitätsprüfung. Sie unterwirft das Herkömmliche – also die Alltagsroutinen, die apparativen Normalbetriebe, den Status Quo – einer ganzen Serie von Stresstests. Die Klimafrage wertet um, ordnet neu und be/drängt. Sie fordert derart auch die Soziologie. Meine knappe Bestandsaufnahme hat etablierte Ansätze durchgespielt und hier eine Tendenz zur analytischen Problem-Distanz ausgemacht. Die Distanz stellt sich ein, wo im Normalbetrieb der Forschungsapparate eingeübte soziologische Pointen zu-

sammen mit Demonstrationen wissenschaftlicher Autorität erarbeitet werden. Die Klimafrage wird entsprechend normalisiert, das heißt analog zu den disziplinär hergebrachten Ungleichheits- und Machtfragen behandelt. Distanznahme und Normalisierung führen dabei nicht zu einer soziologischen Klimaforschung, sondern eher zu deren indirekter Delegation. Als nicht intendierte Nebenfolge liefert die distanzierend-nivellierende Soziologie Versatzstücke zur widerständigen, herrschaftskritischen Klimaskepsis und Maßnahmenkritik.

Die vor diesem Hintergrund angeratenen Revisionen haben dies gemein: sie rücken die Problemschwere ins Zentrum der Befassung. Maßgeblich wird der klimawissenschaftliche Erkenntnisstand und das, was dieser an Notwendigkeiten auferlegt. Der Klimawandel stellt sich so als unbedingt zu realisierendes Problem dar – und als hartnäckige Realitätsprüfung. Die *revidierte Soziologie* nimmt, als soziologische Klimaforschung, die Bedingungen der Möglichkeit der Realisierung der Klimafrage in den Blick: den mühsam alarmierten Common Sense im Lichte ungleichzeitiger Betroffenheit, die apparativ-stabilisierten Kapazitäten zur Problemarbeit, die Disponierung und Mobilisierung dieser Kapazitäten zur gesellschaftlichen Transformation. Die revidierte Soziologie registriert Diskrepanzen von Notwendigkeiten und Möglichkeiten und kalkuliert deren gesellschaftliche Folgen.

Die revidierte Soziologie nutzt die heute epistemisch verfügbaren Problemzugänge, die das Maß der Anforderungen präzisieren: von der Hochrechnung der CO₂-Gehalte in der Atmosphäre über die Anrechnung von CO₂-Budgets im Weltmaßstab bis zum je situierten praktischen Bemühen, mit dem sich beschleunigenden Klimawandel per Anpassung Schritt zu halten.¹⁶ Die revidierte Soziologie lernt, ihre Konzepte und Erhebungen des Wandels nachzuschärfen, sie zu skalieren und einzuordnen. Sie ist gleichsam wie die von ihr Beforschten mit pragmatischen Schwierigkeiten

konfrontiert: ihre eingebüßten, normalisierten apparativen Problemlösungen angesichts neuartiger Probleme ihrerseits zu problematisieren, zu modifizieren und zu überarbeiten. Revisionsbedarfe allenthalben.

Die revidierte Soziologie vermisst zur Realisierung des Klimawandels Notwendigkeiten und Möglichkeiten. Sie reklamiert Ungleichzeitigkeiten und rechnet mit Gegenläufigkeit und dem Ungenügen verfügbarer Möglichkeiten (vgl. Delanty 2020b). Die empirischen Einsichten dieser existenziellen Soziologie erwachsen nicht mehr Dank problem-abgewandter Strukturaussagen, sondern anhand apparativer Problemarbeiten mitsamt der heranreifenden Macht-Wissen-Komplexe. Die Aufmerksamkeit gilt der besorgten wie sorgenden Problemarbeit als »eigentlicher Ort der Utopie« (Bloch 1978: 414). Es ist diese Annäherung, die zuweilen gar die epistemische Kluft von Natur- und Sozialwissenschaften überbrückt. Solche Brückenschläge sind in der Sache begründet: sie beruhen auf der geteilten Betroffenheit von Natur- und Sozialwissenschaft. Denn nach planetarischer Lage der Dinge stellt sich ihnen gleichermaßen die Frage, wie sie heute wieder zu Instanzen gesellschaftlicher Realisierung gereichen. Hierzu stehen auch die eigenen Lösungen von gestern, als Problemtreiber von heute, zur Debatte.

Anmerkungen

- 1 Eine frühere Fassung dieses Aufsatzes erschien in der Zeitschrift *WestEnd* (vgl. Scheffer 2022).
- 2 Existenzielle Probleme stellen die Reproduktion der Gesellschaft zur Disposition. Sie erscheinen entsprechend als unbedingt zu lösende Fragen. Vgl. Scheffer (2021).
- 3 Apparate oder *devices* verstehe ich (vgl. Scheffer 2020) als zusammengesetzte, soziomaterielle Einheiten einer stabilisierten Sach- und Problemarbeit. Apparaturen oder *dispositives* versuchen diese Apparate anzuordnen: qua Infrastruktur, Ressourcenverteilung, Rechenschaftspflicht, Konkurrenzsetzung. Apparate werden vielfach zu neuen Einheiten zusammengesetzt – etwa zu Unterneh-

- men – und treten als solche Einheiten in Konkurrenz. Apparat/ Apparatur ist in diesem Sinne eine vereinfachte Relation.
- 4 Vgl. etwa Levy und Spicer (2013), Horn (2018) oder Adloff und Neckel (2019) zu Vorstellungen, Zukünften und Erzählungen von Nachhaltigkeit.
 - 5 Dieses Absehen wäre ein Privileg des prosperierenden ›Westens‹, der seit dem Zweiten Weltkrieg in seinen Stabilitätszonen von Kriegen und Verelendung verschont geblieben ist. Vgl. zur ›Kriegsvergessenheit‹ der Soziologie Joas und Knöbl (2008).
 - 6 So eine Kritik der Fundamentalkritik: »Ähnlich wie in komplexitätstheoretischen Transformationstheorien besteht die Erwartung, dass [...] früher oder später ein Umkippen, ein radikaler Systemwechsel in eine postkapitalistische, solidarische, post-fossile Zukunft erfolgt.« (Brand 2021: 11)
 - 7 Diese Frage ist existenziell, weil sie den öffentlichen Raum der Gesellschaft austrocknet. Die Gewaltherrschaft beraubt die ›Diskursgemeinschaft‹ (vgl. Habermas 1990 und 1992) ihrer Kapazitäten, existenzielle Probleme überhaupt wissen, geschweige denn realisieren zu können.
 - 8 Aus der Warte der Problembearbeitung sprechen Rittel und Webber (1973) von *wicked problems*. Ihre wesentlichen Eigenschaften: »[They, T. S.] have no stopping rule; they exhibit fuzzy borders, multiple interdependencies, meta-stability, and an array of unforeseen consequences, such that every implemented solution is consequential.« (Savransky 2021: 2) Der Klimawandel gilt neueren Policy-Analysen gar als *super wicked problem*, und zwar entlang von »four key features: time is running out; those who cause the problem also seek to provide solution; the central authority needed to address it is weak or non-existent; and partly as a result, policy responses discount the future irrationally.« (Levin et al. 2012: 123)
 - 9 Laut Duden: »Gesamtheit aller Probleme, die sich auf einen Sachverhalt beziehen.«
 - 10 Neuere Postwachstumsutopien betonen ihren Zusammenhang, etwa indem sie »zweierlei Einkommensbeschränkungen [...] fordern: ein Minimum und ein Maximum.« (Convivialistes 2014: 16)
 - 11 Das politische ›Müssen‹ unterstellt, wie Nassehi (2021) zu Recht moniert, allzu leicht ein ›Können‹. Die Einsicht in das Nicht-Können, so ist zu ergänzen, bringt aber im Umkehrschluss noch nicht das ›Müssen‹ im Sinne faktischer Notwendigkeit zum Verschwinden.
 - 12 Angesichts globaler Risiken sieht Beck (1993: 78) »Fragestellungen funktionaler Differenzierung [...] ersetzt durch die Fragestellungen funktionaler Koordination, Vernetzung, Abstimmung, Synthese, etc.«.
 - 13 Das utopische Danach implodiert: »What makes this appealing [the apocalypse, T.S.] is the thought that if none shall survive, then, at last, all class, social, and racial boundaries will have been erased.« (Dixon 2003: 3)

- 14 Die Möglichkeit des Neustarts wird selbst fraglich: »It is only in our own time that we can anticipate with scientific precision that kind of possibility, an ultimate destruction of all symbolic substance, of memory, of the capacity to bear witness or learn from mistakes.« (Cremin 2015: 19)
- 15 Die Utopie ähnelt dann nicht einer »monolithische[n] Alternative zum bestehenden Kapitalismus, vor allem auch keine[r] Ökonomie ohne Märkte« (Convivialistes 2014: 15), sondern einer »matrix of alternatives which re-opens a space for creativity by raising the heavy blanket of economic totalitarianism.« (Latouche 2010: 520)
- 16 Vgl. etwa die Fallstudie zum Schmutz-Wasser-Management (Moss 2000). Für einen Überblick zu klassischen Fallstudien im Umweltmanagement, vgl. Owen und Unwin (1997).

Literatur

- Adloff, Frank und Sighard Neckel 2019: Futures of sustainability as modernization, transformation, and control: a conceptual framework, in: *Sustainability Science* 14, 1015–1025.
- Adorno, Theodor W. 1977 [1969]: Resignation, in: Gesammelte Schriften. Band 10.2: Kulturkritik und Gesellschaft II. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 794–799.
- Adorno, Theodor W. 1997 [1951]: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich 1993: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bjørnerud, Marcia 2022 [2018]: Zeitbewusstheit. Geologisches Denken und wie es helfen könnte, die Welt zu retten. Übers. von Dirk Höfer. Berlin: Matthes & Seitz.
- Bloch, Ernst 1963: Tübinger Einleitung in die Philosophie I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bloch, Ernst 1971: Geist der Utopie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bloch, Ernst 1978: Tendenz-Latenz-Utopie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bogusz, Tanja 2018: Experimentalismus und Soziologie. Von der Krisenzur Erfahrungswissenschaft. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Brand, Karl-Werner 2021: »Große Transformation« oder »Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit«? Wider die Beliebigkeit sozialwissenschaftlicher Nachhaltigkeits- und Transformationstheorien, in: *Leviathan* 49(2), 189–214.
- Brand, Ulrich und Markus Wissen 2017: Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus. München: oekom.
- Convivialistes, Les 2014: Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens. Hg. von Frank Adloff und Claus Leggewie in Zusammenarbeit mit dem Käte Hamburger Kolleg/Centre

- for Global Cooperation Research Duisburg. Übers. von Eva Mol-denhauer. Bielefeld: transcript.
- Cremin, Colin 2015: Totalled. Salvaging the Future from the Wreckage of Capitalism. London: Pluto Press.
- Crutzen, Paul J. und Eugene F. Stoermer 2000: The »Anthropocene«, in: Global Change Newsletter 41, 17–18.
- Delanty, Gerard 2020a: *Critical Theory and Social Transformation. Crises of the Present and Future Possibility*. London: Routledge.
- Delanty, Gerard 2020b: Critical theory as a critique of unsustainability: ›Damaged life‹ in the Anthropocene, in: *Estudios Pùblicos* 159: 1–27.
- Dixon, Wheeler Winston 2003: Visions of the Apocalypse. Spectacles of Destruction in American Cinema. London: Wallflower Press.
- Domingues, José Maurício 2021: Climate Change and Its Lexicon: An Analytical and Critical View, in: International Journal of Politics, Culture, and Society 36, 163–178.
- Edwards, Paul N. 2010: A Vast Machine. Computer Models, Climate Data, and the Politics of Global Warming. Cambridge und London: MIT Press.
- Ejsing, Mads 2022: The arrival of the Anthropocene in social theory. From modernism and Marxism towards a new materialism, in: The Sociological Review 71(1), 243–260.
- Esguerra, Alejandro 2021: Zur politischen Epistemologie des Anthropozäns. Epistemische Autorität und institutionelles Design globaler Expertenorganisationen, in: Leviathan 49. Sonderband 38, 363–385.
- Foucault, Michel 1973 [1963]: Die Geburt der Klinik. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Foundational Economy Collective 2019: Die Ökonomie des Alltagslebens. Für eine neue Infrastrukturpolitik. Übers. von Stephan Ge-bauer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold 1967: Studies in Ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.
- Giddens, Anthony 1976: New Rules of Sociological Method. A Positive Critique of Interpretative Sociologies. London: Hutchinson.
- Giddens, Anthony 1984: The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration. Cambridge: Polity Press.
- Habermas, Jürgen 1990 [1962]: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen 1992: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurs-theorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hine, Christine 2016: From Virtual Ethnography to the Embedded, Em-bodied, Everyday Internet, in: The Routledge Companion to Digital Ethnography. New York und London: Routledge.
- Horn, Eva 2018 [2014]: *The Future as Catastrophe. Imagining Disaster in the Modern Age*. Übers. von Valentine Pakis. New York: Colum-bia University Press.

- Jasanoff, Sheila 2010: A New Climate for Society, in: *Theory, Culture & Society* 27(2-3), 233-253.
- Joas, Hans und Wolfgang Knöbl 2008: Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Keller, Rainer und Angelika Poferl 2020: Soziale Probleme. Wissenschaftssoziologische Überlegungen, in: *Soziale Probleme* 31, 141-163.
- Knorr-Cetina, Karin 1988: Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der »Verdichtung« von Gesellschaft, in: *Zeitschrift für Soziologie* 17(2), 85-101.
- Latouche, Serge 2010: Editorial Degrowth, in: *Journal of Cleaner Production* 18(6), 519-522.
- Lenton, Timothy M., Hermann Held, Elmar Kriegler, Jim W. Hall, Wolfgang Lucht, Stefan Rahmstorf und Hans Joachim Schellnhuber 2007: Tipping elements in the Earth's climate system, in: *PNAS* 105(6), 1786-1793.
- Lessenich, Stephan 2022: Nicht mehr normal. Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs. München: Hanser Berlin.
- Levin, Kelly, Benjamin Cashore, Steven Bernstein und Graeme Auld 2012: Overcoming the tragedy of super wicked problems: constraining our future selves to ameliorate global climate change, in: *Policy Science* 45, 123-152.
- Levy, David L. und André Spicer 2013: Contested imaginaries and the cultural political economy of climate change, in: *Organizations* 20(5), 659-678.
- Luhmann, Niklas 1969: Legitimation durch Verfahren. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.
- Marcuse, Herbert 1967: Das Ende der Utopie. Frankfurt a. M.: Verlag Neue Kritik.
- McCright, Aaron M. und Riley E. Dunlap 2010: Anti-reflexivity. The American Conservative Movement's Success in Undermining Climate Science and Policy, in: *Theory, Culture & Society* 27(2-3), 100-133.
- Messner, Dirk 2012: Globale Ressourcenknappheiten und Erdsystemgrenzen im Anthropozän. Treiber, Lösungsansätze und Ambitionsniveaus der Transformation zur Nachhaltigkeit, in: Michael Reder und Hanna Pfeifer (Hg.): *Kampf um Ressourcen. Weltordnung zwischen Konkurrenz und Kooperation*. Stuttgart: Kohlhammer, 138-158.
- Moss, Timothy 2000: Unearthing Water Flows, Uncovering Social Relations: Introducing New Waste Water Technologies in Berlin, in: *Journal of Urban Technology* 7(1), 63-84.
- Nassehi, Armin 2021: Unbehagen. Theorie der überforderten Gesellschaft. München: C.H.Beck.
- Norgaard, Kari Marie 2018: The sociological imagination in a time of climate change, in: *Global and Planetary Change* 163, 171-176.
- Owen, Lewis und Tim Unwin (Hg.) 1997: *Environmental Management. Readings and Case Studies*. Oxford: Blackwell.

- Redecker, Eva von 2018: *Praxis und Revolution. Eine Sozialtheorie radikalen Wandels*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Rittel, Horst W. J. und Melvin M. Webber 1973: Dilemmas in a General Theory of Planning, in: *Policy Sciences* 4(2), 155–169.
- Rockström, Johan, Will Steffen, Kevin Noone, Åsa Persson, F. Stuart III Chapin, Eric Lambin, Timothy M. Lenton, Marten Scheffer, Carl Folke, Hans Joachim Schellnhuber, Björn Nykvist, Cynthia A. de Wit, Terry Hughes, Sander van der Leeuw, Henning Rodhe, Sverker Sörlin, Peter K. Snyder, Robert Costanza, Uno Svedin, Malin Falkenmark, Louise Karlberg, Robert W. Corell, Victoria J. Fabry, James Hansen, Brian Walker, Diana Liverman, Katharine Richardson, Paul Crutzen und Jonathan Foley 2009: Planetary Boundaries. A safe Operating Space for Humanity, in: *Nature* 461, 472–475.
- Savransky, Martin 2021: Problems All the Way Down, in: *Theory, Culture & Society* 38(2), 3–23.
- Scheffer, Thomas 2020: Kritische Ethnomethodologie, in: *Zeitschrift für Soziologie* 49(4), 218–235.
- Scheffer, Thomas 2021: Existentielle Probleme, soziologisch, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS)* 10(1), 3–33.
- Scheffer, Thomas 2022: Soziologie im Klimawandel. Protokoll des Revisionsbedarfs, in: WestEnd. *Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 19(2), 3–27.
- Shackley, Simon und Brian Wynne 1995: Global Climate Change. The Mutual Construction of an Emergent Science-policy Domain, in: *Science and Public Policy* 22(4), 218–230.
- Shove, Elizabeth 2010: Social Theory and Climate Change. Questions Often, Sometimes and Not Yet Asked, in: *Theory, Culture & Society* 27(2–3), 277–288.
- Shove, Elizabeth und Mika Pantzar 2006: Fossilisation, in: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 35(1–2), 59–62.
- Spector, Malcolm und John I. Kitsuse 1977: Constructing Social Problems. Menlo Park: Cummings.
- Spence, Alexa und Nick Pidgeon 2010: Framing and communicating climate change. The effects of distance and outcome frame manipulations, in: *Global Environmental Change* 20(4), 656–667.
- Swyngedouw, Erik 2010: Apocalypse Forever? Post-political Populism and the Spectre of Climate Change, in: *Theory, Culture & Society* 27(2–3), 213–232
- Taylor, Charles 1983: Political theory and practice, in: Christopher Lloyd (Hg.): *Social Theory and Political Practice*. Oxford: Clarendon Press.
- Tsing, Anna L., Heather A. Swanson, Elaine Gan und Nils Bubandt 2017: *Arts of Living on a Damaged Planet. Ghosts of the Anthropocene*. Minneapolis und London: University of Minnesota Press.
- Woolgar, Steve und Dorothy Pawluch 1985: Ontological gerrymandering, in: *Social Problems* 32(3), 214–227.

Als ob nichts wäre

Beobachtungen zur Normalität gesellschaftlicher Indifferenzproduktion

Stephan Lessenich

Spätkapitalistische Gesellschaften sehen sich vor existenzielle Probleme gestellt – was ihre institutionalisierten Problemlösungskapazitäten erkennbar überfordert. Die vorherrschende, mittlerweile normalisierte Form des Umgangs mit ungeliebten, weil den eingeübten Bearbeitungsmechanismen sich sperrenden Problemen ist nicht nur im wissenschaftlichen Feld¹ jene der Distanzierung. Vielmehr spiegelt sich in der wissenschaftlichen, konkret soziologischen Distanznahme von den ›eigentlichen‹, ans Eingemachte der gesellschaftlichen Funktions- und Reproduktionsweise gehenden Problemen der für spätkapitalistische Gesellschaften charakteristische Modus der Problemprozessierung. ›Augen zu und durch‹, ›Pfeifen im Walde‹, ›so tun, als ob nichts wäre‹: Die Gesellschaft der Gegenwart versteht sich darauf, und hat sich darauf verständigt, ihre existenziellen Probleme – allen voran die schon semantisch funktionsgerecht zum ›Klimawandel verniedlichte Überhitzung der Erdatmosphäre – in vermeintlich sicherer Entfernung zu halten. Der vorliegende Beitrag versucht diese Normalisierung kollektiv-individueller Realitätsverweigerung zu verstehen, und zwar gleichermaßen in ihrer Funktionalität wie auch Dysfunktionalität für eine Gesellschaft, die am Abgrund ihrer eigenen Geschichte taumelt. Er zeigt zudem, dass das zynisch-fatalistische ›So-tun-als-ob-nichts-wäre‹ im Feld gesellschaftspolitischer (Nicht-) Intervention zugleich eine zweite, die Problemdistanzierung nur scheinbar durchbrechende operative Form angenom-

men hat: einen nicht minder zynischen Solutionismus des ›So-tun-als-ob-man-etwas-täte‹. Wir stehen hier vor der avancierten Gestalt gesellschaftlichen Selbstbetrugs, der ultimativen Form simulativer Politik²: Von der Brücke der spätkapitalistischen Titanic wird pflichtschuldigst Problembearbeitung signalisiert, was die Gäste an Bord mit aufatmender Leichtgläubigkeit quittieren – Hauptsache, die Reise kann ungehindert weiter gehen. Bis auf Weiteres.

Strukturprobleme des Spätkapitalismus – revisited

In Fragen strukturell überbeanspruchter Problemlösungskapazitäten der Gegenwartsgesellschaft sowie der politökonomischen und soziopolitischen Folgen solcher Überbeanspruchung hat die jüngere Kritische Theorie Frankfurter Provenienz durchaus Erhellendes anzubieten. Die späten 1960er und frühen 1970er Jahre, in den westlichen Industrienationen eine Zeit multipler Krisen, tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche und sich wechselseitig verstärkender sozialer Bewegungsdynamiken, brachten eine als Spätkapitalismustheorie bekannt gewordene – und dann aber auch wieder in der Versenkung verschwundene – Analytik der Widerspruchskonstellation demokratisch-kapitalistischer Gesellschaften hervor, die in ihrer Hellsichtigkeit und Raffinesse nach wie vor ihresgleichen sucht. Eine kritische Rezeption dieses namentlich mit dem Frühwerk Claus Offes verbundenen Ansatzes (vgl. Offe 1972 und 2006; Borchert und Lessenich 2016) lässt die dysfunktionale Funktionalität der durch einen spezifischen Modus des Staatshandelns charakterisierten spätkapitalistischen Gesellschaftsformation verständlich werden. Ein halbes Jahrhundert später und im Kontext der mittlerweile sich nur noch ungeschminkter zeigenden Strukturprobleme dieser Gesellschaftsformation wieder aufgegriffen, erweist sich die damals heftig umstrittene Rede vom *Spätkapitalismus* – wie im Folgenden zu

zeigen sein wird – heute als tatsächlich angemessen: Wir leben in einer Gesellschaft, die mit ihrem Latein am Ende ist und in ihrer überkommenen Verfasstheit keine Zukunft mehr hat – die aber doch nicht vergehen will und im Furor der unbedingten Fortschreibung ihrer Existenz einen ganz eigenen Umgang mit ihren selbstproduzierten existenziellen Problemen gefunden hat.

Die damalige Spätkapitalismustheorie dachte konsequent vom Staate her, staatliches Tun (und Unterlassen) in seinen Bedingungen, Formen und Konsequenzen war ihr analytischer Dreh- und Angelpunkt³. Den demokratisch-kapitalistischen Staat sah sie zerrissen zwischen zwei widersprüchlichen funktionalen Imperativen, nämlich zwischen der Bindung an ökonomische Akkumulationserfordernisse und an politische Legitimationsbedarfe gleichermaßen, wobei allfällige Akkumulationsstörungen unmittelbar Legitimationskrisen hervorzurufen drohten – und umgekehrt. Es handelt sich, so das von der Theorie gezeichnete Bild, um eine äußerst vertrackte Konstellation. Denn in seiner *kapitalistischen* Verfasstheit sei der Staat gehalten, die strukturellen wie konjunkturellen Bedingungen fortgesetzter Kapitalverwertung zu organisieren. Salopp gesagt: Die Wirtschaft muss brummen, und deren Vertreter dürfen nicht grummeln (oder aber allenfalls das, nicht jedenfalls dürfen sie wegen unzureichender Profitrealisierungschancen den Investitionsstreik ausrufen). Insofern ist der in sich differenzierte Staatsapparat – Exekutive und Legislative, mittelbar aber auch die als politisch unabhängig konstituierte Judikative – in seiner spätkapitalistischen Gestalt selbst einer strikten Programmatik des Forderns und Förderns unterworfen, denn er ist unter allen Umständen gefordert, den Akkumulationsprozess zu befördern. In seiner funktional ebenbürtigen Qualität als *demokratisch* verfasster Staat hingegen ist er alltäglich mit der Aufgabe konfrontiert, den

Demos – zumindest in seiner Eigenschaft als Wahlvolk – bei Laune und der Stange zu halten. Dabei geht es nicht nur um dessen Bereitschaft zur förmlichen Vergabe immer neuer (und für die Amtsinhaber:innen bestenfalls gleichlautender) Regierungsaufträge, sondern weitergehend um die effektive gesellschaftliche Akzeptanz der regierungs- und verwaltungsseitig jeweils betriebenen Politik. Analog zur Beziehung des Staates zu den Kapitalbesitzenden gilt es auch hier zu verhindern, dass die ›arbeitende Bevölkerung‹ wegen mangelnder Optionsmaterialisierungschancen in den Akklamationsstreik tritt.

Gerade in seiner Funktionsweise als *output democracy* offenbart sich nun allerdings eines der Strukturprobleme des Spätkapitalismus: Die Zustimmung gesellschaftlicher Mehrheiten zu den gegebenen Verhältnissen, für deren Tragbarkeit charakteristischerweise staatliche Instanzen und politische Institutionen (und nicht etwa die ökonomisch Herrschenden) verantwortlich gemacht werden, ist im Kern eine abhängige Variable des Stands und der Entwicklung des gesellschaftlichen Reichtums. Oder anders: Entscheidend für die politische Legitimationsbeschaffung ist das, ›was hinten rauskommt‹ – ob also am Ende demokratischer Entscheidungsprozesse hinreichende, bzw. von hinreichend Vielen als hinreichend erachtete, materielle Möglichkeiten der alltäglichen Lebensführung und biografischen Lebensgestaltung stehen. Zwar ließe sich zunächst meinen, dass damit alle Probleme gelöst seien: Legitimation durch Akkumulation – was könnte ein politisch-ökonomisches System, das auf beides existenziell angewiesen ist, mehr oder anderes wollen? So einfach aber ist die spätkapitalistische Funktionsrechnung nicht, und dies aus mindestens drei, an dieser Stelle nur kurSORisch zu nennenden Gründen.

Erstens bedarfswirtschaftliche Reproduktion auf beständig erweiterter Stufe eines immer extensiveren und intensi-

veren Zugriffs auf die Subjekte. Eine Hochleistungsökonomie, die kein Ende ihrer Expansion kennt und kennen darf, rechnet im wahrsten Sinne des Wortes mit den irgendwie immer noch steigerungsfähigen Höchstleistungen aller wirtschaftlich Tätigen. Deren immer vollkommener sich gestaltenden Zurichtung auf ökonomische Funktionsfähigkeit – und damit auf die Abstraktionsfähigkeit von nicht-ökonomischen Bedürfnissen und Interessen – sind jedoch nicht nur psychophysische, sondern auch soziale Grenzen gesetzt. Zweitens ist die kapitalistische Wachstumsökonomie – sie kann schlicht nicht anders – eine gnadenlose Maschinerie der erweiterten sozialen Ungleichheitsproduktion. Wo permanent Höchstleistungen gefragt sind, da ist auch ein gestuftes System der Leistungshonorierung gefordert, das der inneren Logik kapitalistischer Konkurrenz gemäß den Leistungswillen am Leben und die Leute auf Trab hält. Die Leistungsgerechtigkeit massiver Einkommens- und Vermögensunterschiede ist gleichwohl ein Dauerthema öffentlicher Auseinandersetzungen in demokratisch-kapitalistischen Gesellschaften, die selbst auf dem immens erweiterten Reproduktionsniveau reicher Industrienationen nicht verstummen. Auch, und womöglich gerade, bei gesellschaftlich angehobenem Lebensstandard bleibt fortbestehende – oder gar fortschreitende – soziale Ungleichheit legitimationsbedürftig⁴, der materielle Gleichheitsdrang demokratisch berechtigter Subjekte lässt sich auch durch ökonomische »Fahrstuhleffekte« (Beck 1986: 122) nicht wirkungsvoll suspendieren. Drittens und vor allem aber sind die ökonomischen Produktivkräfte, die aus Gründen der spätkapitalistischen Akkumulations- wie auch Legitimationslogik ohne Unterlass gesteigert werden müssen, zugleich ökonomische und ökologische Destruktivkräfte. Was man immer schon wusste oder jedenfalls nicht erst seit 1972 und dem legendären Bericht des Club of Rome, sondern spätestens

seit dem *Kommunistischen Manifest* von 1848 hätte wissen können, erreicht nun endlich die politischen Öffentlichkeiten der westlichen Wohlstandsgesellschaften und wird damit auch in den gehobenen Ständen der Weltsozialstruktur ruchbar: Die Ökobilanz der kapitalistischen Produktionsweise, zumal in ihrer Verkopplung mit der demokratischen Reproduktionsweise, ist verheerend. Weil für dieses Strukturproblem aber systemimmanent keine Lösung in Sicht ist, stehen die Zeichen, aller Rede übers Klima zum Trotz, auf ›Problem-Obfuscation‹. Wären die demokratisch-kapitalistischen Gesellschaften juristische Personen, die zuständigen Behörden müssten wegen akuter Verdunkelungsgefahr gegen sie ermitteln.

Der kollektive Selbsttäuschungsversuch spätkapitalistischer Gesellschaften materialisiert sich in der programmatischen Konstruktion eines ›grünen Kapitalismus‹. Akkumulations- wie legitimationslogisch ist die damit verbundene Fortschrittsvision verlockend. Denn die Ausgangslage ist klar: Die bereits vollzogenen, mehr aber noch die schon für die nähere Zukunft absehbaren Umweltzerstörungen haben für die gesellschaftliche Reproduktion teils dysfunktionale Ausmaße erreicht; die Verquickung von fossilem Energieregime und staatsautoritären Herrschaftsformen ist gerade jüngst aktenkundig (und, auf welch verquere Weise auch immer, politikwirksam) geworden; ›grüne Technologien‹ sind als potenzielle Treiber eines neuen, scheinbar langfristigen Akkumulationszyklus identifiziert worden; und angesichts der wachsenden öffentlichen Aufmerksamkeit und politischen Sensibilität für die Klimafrage, insbesondere unter den sozial bessergestellten Mitgliedern des Demos, erscheint die Option für das *Greening* der herrschenden Systemkonfiguration von Hochproduktivitätsökonomie und Hyperkonsumismus als eine weitergehenden politischen Problematisierungen vorbeugende Win-Win-Strategie.

Doch auch diese, endlich Wachstum ohne Reue versprechende Systemoption aktualisiert nur die spätkapitalistische Strukturproblematik in allen drei zuvor genannten Dimensionen. Der Übergang zu einem ›grünen Kapitalismus‹ fordert, als vermeintliche Alternative zu harten Strukturreformen des kapitalistischen Reproduktionsmodus, spürbare individuelle Verhaltensänderungen von jenen gesellschaftlichen Subjekten, die als neoliberalisierte ohnehin schon ständigen institutionellen Verhaltenssteuerungen unterworfen sind. Die Zerstörung überkommener fossilistischer Strukturen zugunsten der Kreation blühender ›grüner‹ Wirtschaftslandschaften produziert unweigerlich neue soziale Verlierergruppen, was der ohnehin forschreitenden Tendenz zur Entfremdung breiter Bevölkerungskreise von Politik und Demokratie weiteren Auftrieb geben dürfte. Vor allem aber: Auch in ein grünes Gewand gehüllt bleibt sich der Kapitalismus als Megamaschinerie der Absorption und Destruktion stofflicher Ressourcen treu; ›nachhaltig‹ wird das kapitalistische Energieeinspeisungs- und Naturvernutzungsprogramm auch in seinen kommenden Akkumulationszyklen allenfalls qua Simulation werden können. Die »grüne Lüge« (Hartmann 2018) wird nicht deshalb zur materiellen Wahrheit, weil sie zur Legitimation des großen Ganzen geboten erscheint und die übergroße Mehrheit der gesellschaftlichen Akteure an sie glauben möchte.

Was wir also derzeit erleben, institutionell geronnen in der amtierenden deutschen »Fortschrittskoalition« (und personifiziert in ihrem allgegenwärtigen Bundesminister für »Wirtschaft und Klimaschutz«), ist – spätkapitalismus-theoretisch gewendet – die den politisch-ökonomischen Umständen entsprechende Arbeit an einer Verringerung der Kluft zwischen gesellschaftlichem Problemdruck und politischen Bearbeitungskapazitäten. Eben diese Diskre-

panz aber hielten die mit der Spätkapitalismusdiagnose verbundenen Krisentheorien der 1970er Jahre für ein Strukturmerkmal des herrschenden Vergesellschaftungsmodus und damit für schlechterdings unüberbrückbar. Ihre Besonderheit im Kontext neomarxistischer Gesellschaftsanalyse gewannen diese Theorien durch ihren Charakter als *politische* Krisentheorien: Ohne etwa ökonomische Krisenzyklen für überwunden zu erklären oder die fortgesetzte Akkumulationsdynamik kapitalistischer Ökonomien für historisch gesetzt zu halten⁵, sahen sie das strukturprägende Moment ihrer Zeit in den Krisen *zweiter Ordnung*, sprich den ›Krisen des Krisenmanagements‹ (vgl. Offe 1973). Angesichts der widersprüchlichen Anforderungen an staatliches Handeln betonten sie die »Defizienz und Begrenztheit stabilisierender Staatstätigkeit« (ebd.: 198) und die Grenzen möglicher Grenzverschiebungen der spätkapitalistischen Reproduktionsweise.

Konkretisiert wurde diese Annahme einer an ihre Grenzen stoßenden bzw. gestoßenen Gesellschaftsformation in der Figur dreier »Auffang-Mechanismen« – Marktorganisation, Infrastrukturpolitik, Wohlfahrtsstaat –, dank deren sukzessiver Durchsetzung es historisch gelungen sei, »einen jeweils neuen Überlebensspielraum für das System zu erschließen« (Offe 1972: 21). Damit aber, so hieß es vor mittlerweile einem halben Jahrhundert bei Offe, sei das »Paradigma sämtlicher selbstadaptiver Mechanismen« (ebd.: 24) gesetzt, hätten also »die fortgeschrittenen kapitalistischen Systeme das Potential kategorial erschöpft [...], das ihnen zur Verfügung steht, um die Folgen ihrer Selbstwidersprüchlichkeit zu kompensieren« (ebd.: 25). Auf diese Behauptung eines Endes der Fahnenstange – was die Möglichkeiten des Systems angeht, »seine Grenzen selbstadaptiv hinauszuschieben« (ebd.) –, bezog sich die damals wiederbelebte Semantik des *Spätkapitalismus*, die liberal-konservative

Kritiker des Ansatzes bis heute wahlweise zum Schäumen oder aber zum Feixen bringt.

Tatsächlich hat die Geschichte gezeigt, dass sich der ›fortgeschrittene‹ Kapitalismus verfrühten Erschöpfungsdiagnosen erfolgreich widersetzen konnte. Als zweites wesentliches Manko der Spätkapitalismustheorie, neben ihrer Staatsversessenheit, der eine weitgehende Akteursvergessenheit entspricht,⁶ muss daher die Vernachlässigung eines zusätzlichen Auffangmechanismus gelten, der die Möglichkeiten der adaptiven Selbsttransformation – oder genauer vielleicht: der adaptiven *Selbstreproduktion* – spätkapitalistischer Verhältnisse kategorial erweitert. Gemeint ist damit der Auffangmechanismus ›Ideologie‹ im Sinne der Strukturen und Mechanismen sozialer Wissens- und politischer Wahrheitsproduktion. Was die Spätkapitalismustheorie systematisch unterschätzt hat, sind die Potenziale der demokratisch-kapitalistischen Gesellschaftsformation, sich *symbolisch* zu reproduzieren. Die Annahme etwa, dass im demokratischen Kapitalismus – im deutschen Kontext wäre wohl zu ergänzen: in der postnationalsozialistischen Konstellation – das »Reservoir an integrativer Symbolik verbraucht« (Offe 1973: 220) sei, muss heute angesichts der Aggressivität neuer Nationalismen einerseits, allfälliger Anrufungen des ›gesellschaftlichen Zusammenhalts‹ (vgl. Lessenich 2022a) andererseits als obsolet gelten.

Unter dieses Rubrum der ideologischen Reproduktion des Gegebenen fallen aber auch die vielfältigen gesellschaftlichen Anstrengungen zur Distanzierung von existenziellen Problemen spätkapitalistischer Vergesellschaftung. Sie können – nein: müssen – als Charakteristikum und Strukturproblem einer Gesellschaft gelten, die gerade aufgrund ihrer sozial eingeübten und institutionell geronnenen Praxis der Problemdistanzierung nunmehr tatsächlich mit Recht als *spätkapitalistische* zu bezeichnen ist.

Als ob nichts wäre: Vier Modi gesellschaftlicher Problemdistanzierung

Systematische Indifferenzproduktion, so lautet also die Behauptung, ist ein zentraler Bestandteil und konstitutives Motiv des im vergangenen halben Jahrhundert etablierten Normalitätsregimes spätkapitalistischer Gesellschaften. Sie begleitet jene massive, seit den 1970er Jahren vollzogene und bis ins 21. Jahrhundert hinein maßgeblich von den westlichen Industrienationen getragene Expansion von Konsum und Ressourcenverbrauch, die in der Erdsystemforschung rückblickend als ›große Beschleunigung‹ (vgl. Steffen et al. 2015) bezeichnet wird. In einer ersten, vorläufigen Systematisierung lassen sich dabei vier Spielarten gesellschaftlicher Problemdistanzierung unterscheiden. Diese Varianten einer organisierten Gleichgültigkeit seien im Folgenden kurz skizziert.

(1) Die Möglichkeiten spätkapitalistischer Distanznahme von der Existenz existenzieller Probleme nach Art des Klimawandels beruhen in der *ökonomisch-materiellen Dimension* auf einem System asymmetrischer Stoffflüsse, das tiefverankert ist in den Strukturen der ›globalen Arbeitsteilung‹. Dem ungleichen wirtschaftlichen Tausch zwischen den Ökonomien im Zentrum und an den Peripherien des kapitalistischen Weltsystems, historisch initiiert und langfristig zementiert durch die Gewaltherrschaft europäischer Kolonialmächte, entspricht bis heute ein ungleicher ökologischer Tausch zwischen jenen Weltregionen, die reich an ›Bodenschätzen‹ und sonstigen Naturressourcen sind, und all den Wirtschaftsnationen, die sich früh auf deren herrschaftliche Aneignung und kapitalistische Ausbeutung spezialisiert haben. Wird schon beim ungleichen ökonomischen Tausch – gemäß klassischer Marx'scher Analyse – die Ausbeutung der zur Ware erklärten und geformten Arbeitskraft durch die herrschende Marktfiktion des Äquivalenttauschs (Arbeit gegen Lohn) verdeckt, so führte die strukturelle Ungleichheit der ökolo-

gischen Austauschbeziehungen zumindest bis in die jüngste Vergangenheit hinein ein noch viel ausgeprägteres aufmerksamkeitsökonomisches Schattendasein. Mit dem Verweis auf in Geldwerteinheiten bemessene Handelsbilanzen – Rohstoffe und Energie gegen Industrieprodukte und Konsumgüter – wurden die im Wortsinn materialen Austauschbeziehungen zwischen einkommensarmen und -reichen Ländern wirtschaftsstatistisch unsichtbar gemacht. Dabei sind diese Beziehungen in höchstem Maße asymmetrisch: »The richest countries in the world tend to be net-appropriators of materials, energy, land, and labor« (Dorninger et al. 2021: 10), die sie jeweils aus den ärmeren Ländern ›einführen‹. Was für das marktideologisch geschulte Gehör harmlos klingt, bedeutet jedoch, dass das produktive Potenzial von Rohstoffen, Energieträgern und Landnutzung (aber auch Arbeitsvermögen) sich erst vermittelt über Ausfuhr-/Einfuhr-Beziehungen realisiert (vgl. Hornborg 1998 und 2003). Erst im Wirtschaftsraum der sogenannten ›fortgeschrittenen‹ Produktionsökonomien werden die stofflichen Ressourcen der vermeintlich ›rückständigen‹ Extraktionsökonomien zu einem ›wertvollen‹ Produkt – und zu dessen Abfall, der im Zweifel qua Müllhandel von den reichsten Ländern wieder an die ärmeren ›ausgeführt‹ wird. Die Tatsache, dass die Hochproduktivitätsökonomien des globalen Nordens und Westens von den produktiven (und absorptiven) Potenzialen des globalen Südens und Ostens bzw. von deren fortdauernder Aneignung und Ausbeutung leben, verschwindet hinter der Waren- und Preisfixierung gängiger ökonomischer Analysen und ihrer Vorstellung von einem gerechten Tausch auf Weltmärkten.⁷ Damit aber werden nicht nur die existenziellen Probleme unkenntlich gemacht, die sich aus dem (ökonomisch wie ökologisch) faktisch ungleichen Tausch für viele Menschen in den ärmeren Weltregionen ergeben, sondern auch jene, vor die sich die reichen Gesellschaften gestellt sehen, sobald die

für ihr ökonomisch-ökologisches Reproduktionsmodell unverzichtbaren ›Stoffströme‹ unterbrochen werden (oder gar versiegen sollten). Die im Zuge des russischen Angriffs auf die Ukraine hierzulande ausgerufene »Energiekrise« spricht in diesem Sinne Bände.⁸

(2) Auf diesen verdeckten ökologischen Ausbeutungsbeziehungen setzt in der *politisch-institutionellen Dimension* unter anderem das mittlerweile etablierte Klimabilanzwesen auf, das – so soll hier argumentiert werden – den in diesem Fall allerdings nicht strafbewehrten Tatbestand der Bilanzfälschung erfüllt. Denn bei genauerer Prüfung handelt es sich bei dem von der spätkapitalistischen Umweltpolitik zunehmend nachdrücklich proklamierten Ziel der »Klimaneutralität« um eine veritable Mogelpackung. Im politischen Diskurs ist mit diesem Begriff *de facto* die Herstellung von »Netto-Treibhausgasneutralität« (Schmidt et al. 2021: 1692) gemeint, die sich im Falle eines rechnerischen Gleichgewichts zwischen der Emission von Treibhausgasen einerseits und deren Abbau durch natürliche Senken andererseits ergibt. Wenn also nur genügend CO₂ in unterirdische Lagerstätten verbracht, unter den Meeresgrund gepresst oder auf irgend-eine andere Art zum ›Verschwinden‹ gebracht werden kann, dann lässt sich auch bei fortgesetzt hoher Emissionstätigkeit bilanzlogisch von einem »klimaneutralen« Zustand sprechen. (Dies ist auch die Logik, nach der sich zum Beispiel Fernstreckenflüge durch die Errichtung einer »Klimaabgabe«, die der Finanzierung von Aufforstungsmaßnahmen in irgend-einem Winkel der Welt dienen soll, »klimaneutral« rechnen lassen.) Diesem Modell folgt auch die gesamte Politik mit der »Klimabilanz« von Nationalstaaten.⁹ Deren Buchführung über Stand und Entwicklung von Treibhausgasemissionen erfolgt grundsätzlich nur auf territorialer Basis, das heißt es zählen diesbezüglich ausschließlich die auf dem eigenen Staatsgebiet freigesetzten Emissionen. »Klimaneutralität« – oder jede –

gebliche) Annäherung an dieses Ziel – bedeutet dann etwa für Deutschland, die von deutschem Boden ausgehenden (Netto-)Emissionen langfristig auf Null zu bringen. Was zunächst schlechterdings unmöglich erscheinen muss, könnte sich als bilanztechnisch durchaus machbar herausstellen. Denn alle entsprechenden Fortschritte der letzten Jahre, welche die wechselnden Bundesregierungen und die deutsche Wirtschaft öffentlichkeitswirksam für sich reklamieren und welche die Bundesrepublik als Musterschülerin der »Klimawende« wirken lassen, haben einen fundamentalen Haken: Sie sind nur die halbe Wahrheit. Unberücksichtigt bleibt in dieser Bilanzrechnung nämlich die Treibhausgasbelastung all jener Güter und Rohstoffe, die im Ausland produziert oder gefördert und im Inland konsumiert oder weiterverarbeitet werden: Sie tauchen – vom (ehemals) russischen Erdgas bis zur spanischen Tomate, vom indischen T-Shirt bis zum chinesischen Notebook – in der hiesigen Erfolgsbilanz nicht auf. Berücksichtigt man sämtliche Treibhausgasemissionen (und also nicht nur die von Kohlendioxid, sondern etwa auch von Methan), dann liegen diese bei einer nicht bloßen Inlandsrechnung im deutschen Fall doppelt so hoch wie offiziell bilanziert; die mit dem Inlandsverbrauch verbundenen Emissionen erfolgen bei entsprechender Perspektiverweiterung »zur Hälfte außerhalb des Territoriums Deutschlands« (Schmidt et al. 2021: 1693). Nicht nur auf der Ebene von individuellen Praktiken (Stichwort: »klimaneutrales Fliegen«) und einzelnen Produkten (man denke nur an das vielbeschworene »Null-Emissions-Auto«) begegnen wir damit allenthalben interessierten Milchmädchenrechnungen, sondern die gesamte nationale Klimabilanzierung erweist sich als ein politisch organisierter und über Regulierungsbehörden, Kommissionsberichte und Parlamentsdebatten institutionalisierter Täuschungsversuch. Ein Täuschungsversuch, der zugleich den Charakter eines groß angelegten Selbstbetrugs trägt.

(3) Die dritte, *sozial-habituelle Dimension* der Problemdistanzierung schließt denn auch unmittelbar an die dargelegten politisch-institutionellen Simulationen an. Diese finden ihr Spiegelbild in gesellschaftlich weitverbreiteten, ressourcenintensiven Alltagspraktiken, die von den jeweiligen Akteur:innen gerne als ›umweltbewusst‹ und ›ökologisch nachhaltig‹ ausgegeben werden. Vom ganzjährigen Biokonsum tropischer Früchte über das sanfte Reisen rund um die Welt bis zum Umstieg auf elektrogetriebene Schwerstautomobile: Wer etwas auf sich hält, weist sich als Teil einer vermeintlichen ›Ökoavantgarde‹ aus, die sich zugleich mit sozialen Distinktionsgewinnen gegenüber den angeblich bildungs- und also ökologiefernen Schichten schmücken kann (vgl. Neckel 2018). Der tiefverankerte Externalisierungshabitus (vgl. Lessenich 2016), der sich in den hochindustrialisierten Wohlstandsgesellschaften verallgemeinert hat und zugleich aber ausgeprägt klassenstrukturiert ist, erweist sich gerade für die mit ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital besser ausgestatteten Klassenpositionen als eine unschätzbare Machtressource: Kaum etwas zwingt die deutsche Durchschnittsbürger:in, nichts und niemand aber die oberen zehn oder zwanzig Millionen dieses Landes, sich der sozialen und ökologischen Voraussetzungen ihrer alltäglichen Lebensführung bewusst zu werden – der beständigen Stoffströme in die hiesigen Produktionsstätten, der ununterbrochenen Lieferketten rund um den Globus, der permanenten Verausgabung geschundener und geknechelter Arbeitskraft, sowohl vor Ort wie auch und insbesondere außerhalb des lokalen bzw. nationalen Sozialraums. Nichts nötigt die Alltagsprofiteur:innen der ökologischen und sozialen Ausbeutungsordnung, sich die Folgen ihres Handelns – für das migrantisierte Dienstleistungsproletariat hier und die Fabrikarbeiter:innen in den globalkapitalistischen Peripherien, für die Umweltqualität daheim und die

Überlebensfähigkeit anderswo – vor Augen zu führen oder gar Rechenschaft darüber ablegen zu müssen. Mikrosozial ist Problemdistanzierung als eine erlernte und eingeübte Praxis zu verstehen, die umso selbstverständlicher an den Tag gelegt werden dürfte, je ausgeprägter die individuellen und milieuspezifischen Möglichkeiten zu ihrer rhetorischen Verhüllung oder symbolischen Umdeutung sind. Makrosozial ist zudem ein stilles Einvernehmen zwischen den politischen Entscheidungsträger:innen und den ihren Regelsetzungen Unterworfenen am Werk, wonach man beim Grünwaschen von Wirtschaft und Gesellschaft den Pelz der Bürger:innen bitteschön – im Sinne von durchgreifenden Verbottpolitiken und Verzichtsauflagen (vgl. Lepenies 2022) – nicht nass machen möge. In antagonistischer Gemeinsamkeit inszenieren Politik und Demos demokratisch-kapitalistischer Gesellschaften eine Doppelrealität »nachhaltiger Nicht-Nachhaltigkeit« (vgl. Blühdorn et al. 2020), bei der im Ergebnis gewährleistet ist, dass es mit dem irgendwie ja unvermeidlich erscheinenden ökologischen Umbau gleichwohl nicht allzu bunt getrieben wird und die Stützpfiler bürgerlichen Selbstverständnisses – individuelle Freiheit, persönliches Wohlergehen, privates Eigentum – davon unberührt bleiben.

(4) Um den ökonomisch-materiell gesetzten, politisch-institutionell organisierten und sozial-habituell praktizierten Zusammenhang gesellschaftlicher Problemdistanzierung rankt sich schließlich, in der *ästhetisch-kulturellen Dimension*, eine ausdifferenzierte Maschinerie zur symbolischen Beförderung der Nachhaltigkeitsillusion. Von Marketingagenturen und Werbekampagnen über Ratgeberliteratur und Zertifizierungsinstanzen bis zum Stiftungs- und Preisverleihungswesen: Nichts bleibt in der spätfossilien Gesellschaft unversucht, um sich selbst ein ökologisches Gewissen zu attestieren, keine wirtschaftliche Verwertungschance der politisch ausgerufenen Nachhaltigkeitswende

kulturindustriell ungenutzt. Selbst ein Lebensmittel-Multi wie der britisch-niederländische Konzern Unilever wurde jüngst für den Deutschen Nachhaltigkeitspreis nominiert – in Anerkennung seines erklärten Ziels, auf die Zulieferung nachhaltig erzeugten Palmöls umsteigen zu wollen. Unilever war 2018 Gründungsmitglied des ›Round Table on Sustainable Palm Oil‹, dem neben Herstellern und Plantagenbesitzern, Handelsunternehmen und Investoren auch Verbraucher- und Umweltschutzorganisationen wie WWF und OXFAM International angehören.¹⁰ »Sustainability Consulting« ist zu einem boomenden Wirtschaftssektor geworden – der Unternehmensberatungsriese PwC wirbt für seine entsprechenden Dienste mit dem Slogan »Nachhaltig ist das neue Profitabel«.¹¹ Eine unüberschaubare Zahl an Privatstiftungen hat sich ihrerseits Nachhaltigkeitsförderung auf die Fahnen geschrieben, so etwa die BMW Foundation Herbert Quandt mit ihrem globalen Responsible Leaders Network, in dem sich »Führungspersönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Zivilgesellschaft, Wissenschaft und Kultur auf Augenhöhe begegnen und gegenseitig inspirieren«, um sich »für eine friedliche, gerechte und nachhaltige Zukunft« einzusetzen (Bundesverband Deutscher Stiftungen: 54).¹² Das Reiseunternehmen TUI wirbt für »Grüner fliegen«¹³, und die Frauenzeitschrift Brigitte beruhigt ihre klimabesorgten Leser:innen, dass Umweltschutz und Autofahren durchaus nicht im Widerspruch zueinander stehen müssen.¹⁴ Wohin man also auch blickt: Die Mobilmachung in Sachen Aktivitäts(-auto-)suggestion läuft auf Hochtouren.

Nicht mehr normal: Vom zweifelhaften Erfolg spätkapitalistischer Distanzierungspraktiken

Die genannten Distanzierungspraktiken zeichnen das Bild einer Gesellschaft, die sich mit immensem Mitteleinsatz und vereinten Kräften ins rechte – aber objektiv falsche – Licht

zu rücken versucht. Die vier skizzierten Varianten der Realitätsvermeidung bilden, als komplexes Geflecht von Institutionen und Praktiken, Programmen und Artefakten, ein gesellschaftliches Distanzierungsdispositiv, das existentielle Probleme – hier: den Klimawandel – wahlweise aus dem Blick geraten oder als bereits in Bearbeitung befindlich erscheinen lässt. Wir alle werden Zeugen – oder richtiger: sind Mitwirkende – eines großen Illusionstheaters, bei dem jede:r weiß, dass alles nur Schau ist, und alle dennoch mitspielen. Denn irgendwie muss es ja weitergehen, wenn irgend möglich wie bisher – und sei es um den Preis einer kollektiv her- und dargestellten Entwickelung.

Die klimapolitische Realutopie des Weiter-So, praktisch werdend als Zurschaustellung einer faktisch folgenlosen kollektiven und individuellen Handlungsbereitschaft, erweist sich als der Krisenbearbeitungsmodus einer Gesellschaft, in der große Mehrheiten, insbesondere aber die sozial besser Positionierten, von einer ernsthaften Nachhaltigkeitstransformation weitreichende materielle und symbolische Positionsverluste zu befürchten hätten (vgl. Lessenich 2023). Was sich in dieser gesellschaftlichen Reaktionsweise offenbart, ist als »zynisches Bewusstsein« (vgl. Klur 2022) bezeichnet worden: Nachdem die in der langen Prosperitätsphase demokratisch-kapitalistischer Gesellschaften gegebenen Voraussetzungen eines über die verbleibenden Missstände hinwegsehenden, glücklichen Bewusstseins – »mir geht es gut, und ist doch alles eigentlich gar nicht so schlecht« – mit den multiplen Krisen des 21. Jahrhunderts entfallen seien (vgl. Lessenich 2022b), stünden die psychosozialen Zeichen der Zeit auf ein kollektiv-individuelles Abfinden mit dem schlechten Gegebenen.¹⁵ Desillusioniertes Achselzucken – »es ist zwar nicht gut, aber es ist halt so, wie es ist« – lasse demnach inhumane Zustände, von den Fleischfabriken in Rheda-Wiedenbrück bis zu den Schlauchboottöten im Mittelmeer, als

notwendig und alternativlos erscheinen, und bringe diese schlechte Realität damit erst zur Geltung.

Doch scheint ein solch abgeklärter Zynismus nicht das letzte Wort der Gegenwartsgeschichte demokratisch-kapitalistischer Gesellschaften zu sein. Die genannten Modi der Problemdistanzierung offenbaren vielmehr einen *aufgeklärten* Zynismus, ein verfeinertes zynisches Bewusstsein des ›So-tun-als-ob-man-etwas-täte‹: als arbeite man mit allen verfügbaren Kräften an der Realisierung des Möglichen, an der Herbeiführung des Besseren. Zu behaupten, das klimapolitisch Bestmögliche nicht nur zu wollen, sondern auch zu tun: In Deutschland ist das, mit der Regierungsbeteiligung der Grünen, zur amtlichen Transformationsideologie avanciert.

Was aber bedeutet dies nun für eine gesellschaftliche Gegenwartsdiagnose in spätkapitalismustheoretischer Absicht? Vor nunmehr genau einem halben Jahrhundert, 1973, sah sich Claus Offe¹⁶ vor »das – theoretisch und politisch gleichermaßen – peinigende Rätsel [...] der erwiesenen Fähigkeit kapitalistischer Systeme« gestellt,

»ihre Bestandsfähigkeit über die Widersprüche und Konflikte hinweg bis zum heutigen Tage zu sichern, obwohl keine intakte bürgerliche Ideologie mehr besteht, die diese Widersprüche zu leugnen und das Bild einer harmonischen Ordnung zu konstruieren in der Lage wäre« (Offe 1973: 198).

Vermutlich auch schon damals, in jedem Fall aber heute ist dies allerdings nur halb richtig: Auch wenn das falsche Bewusstsein immer schwerer herzustellen ist – entsprechende ideologische Anstrengungen dauern, wie hier gezeigt, ungebrochen an. Sie haben keineswegs nachgelassen, aber doch neue Formen und Gestalten angenommen. Der »Widerspruch, mehr bieten zu müssen als das Immergeleiche,

ohne etwas anderes im Repertoire zu haben« (Klur 2022: 145): *das* ist Spätkapitalismus, auf den Punkt gebracht; diesen konstitutiven Widerspruch aktualisieren die laufenden Simulationen, die Welt mit den Bordmitteln des Bestehenden zum Besseren zu wenden.

Theoretisch ist das damals von Offe benannte Rätsel damit mittlerweile – gerade dank des durch die Spätkapitalismustheorie selbst angebotenen Analyseinstrumentariums – nicht mehr ganz so peinigend. Politisch hingegen allemal. Und heute vielleicht mehr denn je.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu den Beitrag von Thomas Scheffer in diesem Band.
- 2 Vgl. Blühdorn (2013).
- 3 Dies ist letztlich auch ein wesentliches Manko des Ansatzes, worauf zurückzukommen sein wird.
- 4 Das beständige Bemühen nicht nur politischer Repräsentant:innen, sondern auch wissenschaftlicher Propagandist:innen der herrschenden liberalökonomischen Verhältnisse, durch einschlägige Datenproduktion und -interpretation eine Zunahme sozialer Ungleichheiten zu bestreiten, zeugt unmittelbar davon.
- 5 Eine bisweilen, prominent etwa von Wolfgang Streeck, der Spätkapitalismustheorie zugeschriebene Position, die einer genaueren Prüfung nicht standhält (vgl. Lessenich 2014).
- 6 Nur der Vollständigkeit halber sei ein drittes, wohl ebenfalls der historischen Zeit der unmittelbaren Post-1968er Jahre geschuldetes Manko der Theorie erwähnt: Die Kombination von fortgesetzter Wohlstandserweiterung der westlichen Industriegesellschaften und anhaltender Ausdehnung von der kapitalistischen Verwertungslogik sich entziehenden Strukturen und Bewegungen ließ Offe behaupten, dass es im Spätkapitalismus weniger um die aktive Kommodifizierung von letztlich allem und jeder gehe als vielmehr um die reaktive Einhegung von (im Übrigen staatlicherseits selbst angestoßenen) Dekommodifizierungsdynamiken. Auch diesbezüglich hat ihm die Geschichte nicht recht gegeben.
- 7 Zumal die ungleichen Tauschbeziehungen mit der Zeit selbstverstärkend wirken: »Being able to generate the world's highest value added and income allows rich nations to appropriate resources in subsequent years, perpetuating unequal exchange relations.« (Dorninger et al. 2021: 10)

- 8 Ebenso wie die von der deutschen Regierung schon vorab initiierte und in Reaktion auf den Ukraine-Krieg weiter forcierte »Nationale Wasserstoffstrategie«, die zugleich ein prototypischer Fall von ungleichem ökologischem Tausch ist. Man lese nur die offizielle Verlautbarung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung dazu: »Grüner Wasserstoff ist das Erdöl von morgen. Der flexible Energieträger ist unverzichtbar für die Energiewende und eröffnet deutschen Unternehmen neue Märkte.« www.bmbf.de/bmbf/de/forschung/energiewende-und-nachhaltiges-wirtschaften/nationale-wasserstoffstrategie/nationale-wasserstoffstrategie_node.html. Wo aber kommt der CO₂-frei produzierte Wasserstoff her? Wie das Erdöl von gestern kommt er nicht von hier, weiß die Website der Bundesregierung: »Deutschland kann grünen Wasserstoff nicht in der benötigten Menge herstellen, dazu fehlt es an genügend Strom aus regenerativen Energien. Die Bundesregierung setzt daher auf internationale Kooperationen. Strategische Partnerschaften mit Süd- und Westafrika sowie mit Australien sind der Grundstein für die zukünftige Versorgung mit Wasserstoff.« www.bundesregierung.de/breg-de/themen/klimaschutz/wasserstoff-technologie-1732248.
- 9 Vgl. hierzu ausführlich, und vor allem mit Blick auf die Unternehmensbilanzierung von Emissionen entlang der Lieferkette instruktiv, Schmidt et al. (2021).
- 10 Der Runde Tisch setzt mit dem RSPO-Zertifikat Mindeststandards der sozial- und umweltverträglichen Palmölproduktion; zu dieser Form »kontrollierten Raubbaus« vgl. Hartmann (2015).
- 11 »Im Fokus steht dabei die Frage, welche Auswirkungen die Geschäftstätigkeit eines Unternehmens auf Umwelt und Öffentlichkeit hat und wie das Thema die Geschäftsmodelle beeinflusst.« PwC wiederum wirbt für sich mit einer einschlägigen Zertifizierung durch ein anderes Beratungsunternehmen: »PwC von unabhängiger Research-Firma Verdantix als weltweit führend im Bereich Nachhaltigkeit und ESG Business Services ausgezeichnet.« www.pwc.de/de/nachhaltigkeit.html.
- 12 »Auch wenn dies nur durch gemeinschaftliches Handeln - grenzübergreifend und grenzüberschreitend - gelingen kann, nimmt bei den Aktivitäten der BMW Foundation die individuelle Initiative eine Schlüsselrolle ein. Nach ihrer Theory of Change geht die Initialzündung für gemeinsames Handeln stets vom Einzelnen aus. Demzufolge richten sich die Programme an Führungspersönlichkeiten, die den Willen haben, die Hebel radikal umzulegen.« (Bundesverband Deutscher Stiftungen 2020: 55)
- 13 Das TUI-geförderte Klimaschutzprojekt ›myclimate‹ investiert CO₂-Kompensationszahlungen von Flugreisenden »etwa in den Bau von Kochstellen in Afrika«, die »deutlich weniger Petroleum,

- Holz oder Kohle« verbrauchen als »die vormals offenen Feuerstellen« www.tui.com/blog/gruener-fliegen/.
- 14 Im »Selbstversuch« zeigt eine Brigitte-Redakteurin, wie man beides unter einen Hut bringt: »Ich habt ausprobiert und bin dabei schnell auf die Lösung gekommen: E-Autos! Denn jeden Tag Autofahren muss ja nicht jeden Tag CO₂-Emission bedeuten.« www.brigitte.de/leben/reise/auto/nachhaltig-auto-fahren---der-selbst-versuch-12186716.html.
- 15 Zum gesellschaftshistorischen Hintergrund einer fortschreitenden Verengung des gesellschaftlichen Möglichkeitshorizonts vgl. Schauer (2023).
- 16 Anders als zu Zeiten von Marx, als es galt, die Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaftsformation zuallererst gegen ihre systematische Verdunkelung durch die herrschende Klasse offenzulegen.

Literatur

- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Blühdorn, Ingolfur 2013: Simulative Demokratie. Neue Politik nach der postdemokratischen Wende. Berlin: Suhrkamp.
- Blühdorn, Ingolfur, Felix Butzlaaff, Michael Deflorian, Daniel Hausknost und Mirijam Mock 2020: Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit. Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft nicht stattfindet. Bielefeld: transcript.
- Borchert, Jens und Stephan Lessenich 2016: Claus Offe and the Critical Theory of the Capitalist State. New York und London: Routledge.
- Bundesverband Deutscher Stiftungen (Hg.) 2020: Gemeinsam zu mehr Nachhaltigkeit. Das Potenzial des Stiftens für die SDGs. Berlin: Bundesverband Deutscher Stiftungen e. V.
- Dorninger, Christian, Alf Hornborg, David J. Abson, Henrik von Wehrden, Anke Schaffartzik, Stefan Giljum, John-Oliver Engler, Robert L. Feller, Klaus Hubacek und Hanspeter Wieland 2021: Global patterns of ecologically unequal exchange: Implications for sustainability in the 21st century, in: Ecological Economics 179. doi.org/10.1016/j.ecolecon.2020.106824.
- Hartmann, Kathrin 2015: Aus kontrolliertem Raubbau. Wie Politik und Wirtschaft das Klima anheizen, Natur vernichten und Armut produzieren. München: Karl Blessing Verlag.
- Hartmann, Kathrin 2018: Die grüne Lüge. Weltrettung als profitables Geschäftsmodell. München: Karl Blessing Verlag.
- Hornborg, Alf 1998: Towards an ecological theory of unequal exchange: articulating world system theory and ecological economics, in: Ecological Economics 25(1), 127–136.

- Hornborg, Alf 2003: The Unequal Exchange of Time and Space: Toward a Non-Normative Ecological Theory of Exploitation, in: *Journal of Ecological Anthropology* 7(1), 4–10.
- Klur, Konstantin 2022: Zynisches Bewusstsein. Zur Selbstdemontage bürgerlich-aufklärerischer Ideale, in: *WestEnd* 19(2), 135–147.
- Lepenies, Philipp 2022: Verbot und Verzicht. Politik aus dem Geiste des Unterlassens. Berlin: Suhrkamp.
- Lessenich, Stephan 2014: Was, wenn es viel mehr Positives gäbe? Zur Verteidigung der Spätkapitalismustheorie gegen den Bekannten unter ihren Erneuerern, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 3(1), 114–122.
- Lessenich, Stephan 2016: Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis. München: Hanser Berlin.
- Lessenich, Stephan 2022a: Dieses obskure Objekt der Begierde. Oder: Wessen Halt ist der Zusammenhalt?, in: *Soziologische Revue* 45(1), 24–36.
- Lessenich, Stephan 2022b: Nicht mehr normal. Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs. München: Hanser Berlin.
- Lessenich, Stephan 2023: Die Lust am Weiter-So, in: *der Freitag* Nr. 3, 3.
- Neckel, Sighard 2018: Ökologische Distinktion. Soziale Grenzziehung im Zeichen von Nachhaltigkeit, in: Sighard Neckel, Natalia Besedovsky, Moritz Boddenberg, Martina Hasenfratz, Sarah Miriam Pritz und Timo Wiegand: Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Umrisse eines Forschungsprogramms. Bielefeld: transcript, 59–76.
- Offe, Claus 1972: Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Aufsätze zur Politischen Soziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Offe, Claus 1973: »Krisen des Krisenmanagement«: Elemente einer politischen Krisentheorie, in: Martin Jänicke (Hg.): Herrschaft und Krise. Beiträge zur politikwissenschaftlichen Krisenforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 197–223.
- Offe, Claus 2006: Strukturprobleme des kapitalistischen Staates. Aufsätze zur Politischen Soziologie. Veränderte Neuausgabe, hg. und eingel. von Jens Borchert und Stephan Lessenich. Frankfurt und New York: Campus.
- Schauer, Alexandra 2023: Mensch ohne Welt. Eine Soziologie spätmoderner Vergesellschaftung. Berlin: Suhrkamp.
- Schmidt, Mario, Moritz Nill und Johannes Scholz 2021: Die Bedeutung der Lieferkette für den Klimafußabdruck von Unternehmen, in: *Chemie Ingenieur Technik* 93(11), 1692–1706.
- Steffen, Will, Wendy Broadgate, Lisa Deutsch, Owen Gaffney und Cornelia Ludwig 2015: The trajectory of the Anthropocene: The Great Acceleration, in: *The Anthropocene Review* 2(1), 81–98.

Die ökologische Rechtfertigungsordnung des Kapitalismus – und ihre (kritische) Soziologie

Henning Laux

»Will new tech save us before it's too late?«

Die folgende Szene¹ spielt im Jahr 2023 im ehemaligen Flughafen Berlin-Tegel. Dort fand vom 14. bis 16. Juni das 5. Green-tech-Festival statt. Zu der dreitägigen Großveranstaltung versammelte sich ein illustres Publikum aus politischen, ökonomischen, wissenschaftlichen und medialen Funktionseliten sowie technikaffinen, ökologisch orientierten und gut gebildeten jungen Menschen. Im Zentrum stand – wie in den vergangenen Jahren – das Motto »green technologies for a sustainable future«, flankiert von dem Twitter-Hashtag #celebratechange. Erstmals war unter den offiziellen Teilnehmer:innen auch ein Bundesministerium, nämlich jenes, das seit 2021 das Label »für Wirtschaft und Klimaschutz« trägt und von einem Minister aus der Partei Bündnis 90/Die Grünen geleitet wird. Sowohl in der Benennung dieses Ministeriums als auch in der des Festivals kommt ein Anspruch zum Ausdruck, der noch vor wenigen Jahren als dreister Betrug verunglimpft worden wäre. Hier stört das offenbar niemanden, im Gegenteil: Wohin wir auf dem Festival auch blicken, die vermeintliche Quadratur des Kreises geht weiter, zu den Haupt sponsoren gehören neben Google und Meta auch Lufthansa und Audi, am Vormittag sitzt der renommierte Klimawissenschaftler Johan Rockström auf einem Podium – gemeinsam mit dem CEO von Vodafone und dem ehemaligen Formel-1-Piloten Nico Rosberg –, und auf dem Abschlusspodium sitzt eine führende Aktivistin der Letzten Generation. Ist sie freiwillig gekommen? Ja! Sind die beteiligten Unternehmen an einem Greenwashing interes-

siert? Ganz sicher, das ist überall zu spüren. Dreht sich das Festival um Unternehmen? Nein. Es geht um neue Technologien, wie wir auf der »Solution Stage« des Festivals erfahren. Werden wir mit ihrer Hilfe die Welt retten? Das ist tatsächlich eine ernst gemeinte Frage, der ein zweistündiges Panel gewidmet ist und die am Ende vom Moderator tendenziell bejaht wird. Was brauchen wir dafür? Smarte Technologien, deren Entwicklung nicht durch verantwortungslose Unternehmen oder machthungrige Politik aufgehalten werden darf, dröhnt es von allen Podien und Stehtischen. Wann werden diese technischen Lösungen verfügbar sein? Erst Achselzucken, dann Zuversicht, das könnte jetzt alles ganz schnell gehen. Ist das mit den neuen Technologien nicht gefährlich? Nicht unbedingt, im Grunde ist das mit der KI genauso wie mit dem Feuer, erzählt eine Vertreterin der Industrie- und Handelskammer, das Feuer hat unser Überleben als Spezies ermöglicht und im positiven Sinne revolutioniert, nur in den falschen Händen kann es gefährlich sein. Lässt sich der Klimawandel denn überhaupt noch aufhalten? Nur durch technische Disruptionen. Das Festival ist zu Ende, wir sind immer noch ein wenig verblüfft und notieren mit Bleistift in unserem Feldtagebuch: *An der Idee mit der POLIS DER SOLUTION könnte tatsächlich etwas dran sein.*

Ich werde im vorliegenden Beitrag argumentieren, dass die gerade skizzierte, ethnografisch erfasste Szene eine Herausforderung für die Ansätze von Stephan Lessenich und Thomas Scheffer darstellt. Dafür gehe ich nacheinander auf die beiden Texte ein und rekonstruiere in knapper Form den jeweiligen Argumentationsgang, um anschließend ein paar Punkte kritisch zu beleuchten, die ich noch nicht ganz überzeugend finde. Abschließend versetze ich die beiden Texte in einen kurzen Dialog und beleuchte vor dem Hintergrund der vorangestellten Szene und ausgehend von meiner eigenen Theorieperspektive einen blinden Fleck, der beide Ansätze

gleichermaßen betrifft, und der nach meiner Beobachtung dazu führt, dass sie ihren beweglichen Gegenstand mit ihrer Kritik knapp verfehlt.

Thomas Scheffers Vorschlag zur ›Klimatisierung‹ der Soziologie

Thomas Scheffers Textbeitrag kreist um vier zentrale Hypothesen. *Erstens*: Der Klimawandel überfordert die Problembearbeitungsroutinen der Gesellschaft, weil er auf biophysische Voraussetzungen des sozialen Lebens aufmerksam macht, die im Laufe der Zivilisationsgeschichte erfolgreich vergessen und verdrängt wurden. Obwohl elementare Ressourcen wie »Wasser, Nährboden, Luft, Energie«² knapp werden, sind die Gegenwartsgesellschaften laut Scheffer noch immer nicht dazu in der Lage, den Klimawandel zu »realisieren«, das heißt ihn als »existenzielles Problem« zu erfassen, das so gravierend ist, dass es unbedingt bearbeitet und gelöst werden muss, weil andernfalls die »Reproduktion der Gesellschaft zur Disposition« steht (TS). *Zweitens*: Die Soziologie ist in den Diskussionen rund um den Klimawandel weitgehend teilnahmslos, es mangelt an einer soziologischen Klimaforschung. *Drittens*: Die Abstinenz der Soziologie hängt damit zusammen, dass ihre hegemonialen Paradigmen das existenzielle Problem des Klimawandels »normalisieren« (TS), d.h. sie bringen das Problem analytisch auf Distanz und nehmen ihm damit sogar seine existenzielle Dringlichkeit, indem sie es umstandslos mit den bereits vorhandenen Bordmitteln (Kategorien, Theorien und Methoden) einhegen. Diese Bordmittel sind jedoch auf Ungleichheits- und Machtfragen justiert – und nicht auf Klimafragen. *Viertens*: Die hegemonialen Paradigmen der Soziologie enthalten unerschlossene Potenziale »zur Realisierung der Klimafrage«, die durch »gezielte Revisionen« entfesselt werden können, so dass die Sozio-

logie in Zukunft zur Lösung des Klimawandelproblems beitragen kann (TS).

Um seine Leithypothesen argumentativ zu untermauern, macht Scheffer zunächst auf eine allgemeine »*déformation professionnelle*« seines Fachs aufmerksam (TS). Denn obwohl seit einigen Jahrzehnten die methodologische Auffassung dominiert, dass die Soziologie nur durch die Teilnahme an der Praxis zu Wissen gelangen kann, gehört eine analytische Distanzierung und desengagierte Haltung gegenüber gesellschaftlichen Problemen und Konflikten zu ihren alltäglichen Grundoperationen. Sie befasst sich nach Scheffers Beobachtung »mit dem Wie und Warum der Problemstellung, nicht aber mit dem Problem selbst« (TS). So wird es zwar möglich, eine neutrale Sprechposition zu signalisieren und an Diskursen teilzunehmen, in denen es ihr an sachlicher Expertise fehlt. Doch auf der anderen Seite gehen dadurch auch die Kapazitäten der Soziologie zur Realisierung existenzieller Probleme verloren.

In der Folge konzentriert sich Scheffer auf das Problem des Klimawandels und zeigt für die Ansätze des Sozialkonstruktivismus, Poststrukturalismus, Funktionalismus und (Neo-)Materialismus jeweils auf, mit welchen Mitteln sie sich vom existenziellen Problem des Klimawandels distanzieren.

(1) Der Sozialkonstruktivismus wird als wirkmächtige Gruppe von Ansätzen portraitiert, die eine *erkenntnistheoretische* Problemdistanzierung vollziehen, weil sie nicht die »Probleme selbst« (TS) erforschen, sondern sich dafür interessieren, wie Probleme sozial konstruiert werden. Der Sozialkonstruktivismus kommt aus Sicht von Scheffer recht häufig in öffentlichen Debatten zum Einsatz, um klimawissenschaftliche Erkenntnisse zu »kontingenten Deutungen« (TS) zu degradieren.

(2) Die Dispositivanalyse vollzieht eine *machtsoziologische* Distanzierung, indem sie die Ausrufung existenzieller

Probleme unter Herrschaftsverdacht stellt. Problembeschreibungen werden aus dieser Perspektive selbst problematisch, weil sie mit Regierungs- und Subjektivierungsweisen einhergehen. In der aktuellen Klimadebatte findet diese Form des Soziologisierens »breite Verwendung: als Skepsis gegenüber einer sozialökologischen Transformation« (TS).

(3) Die funktionale Analyse praktiziert eine *gesellschaftstheoretische* Problemdistanzierung, indem sie darauf insistiert, dass die Leistungsfähigkeit der modernen Gesellschaft gerade darin besteht, dass existenzielle Probleme an der autopoietischen Eigenlogik gesellschaftlicher Teilsysteme abprallen. Funktionale Argumentationsfiguren werden in der aktuellen Klimawandeldebatte vor allem dazu genutzt, um »mit dem Verweis auf den Wirtschaftsstandort« (TS) an die Notwendigkeit eines unveränderten Weiterprozessierens des Systems zu erinnern.

(4) Unter dem Oberbegriff der Fundamentalkritik versammelt Scheffer schließlich materialistische (das heißt marxistische) und neomaterialistische (das heißt posthumanistische) Positionen, die eine *revolutionär-attentistische* Problemdistanzierung betreiben. Systemimmanente Möglichkeiten zur Problemlösung werden »prinzipiell« ausgeschlossen, weil »Erlösung« erst durch die »Überwindung« jener Strukturen erreicht werden kann, deren Symptom sie sind (TS). Während im ersten Fall der Kapitalismus für seine eingebaute Ausbeutungsdynamik kritisiert wird, steht im zweiten Fall das gesellschaftliche Naturverhältnis der Moderne in der Kritik. Aus beiden Perspektiven wird laut Scheffer das Problem des Klimawandels in aktuellen Debatten auf (zeitliche) Distanz gebracht; eine Problembearbeitung gilt erst als realistisch und legitim, sobald das bestehende System komplett zusammengebrochen ist.

Scheffer gelangt auf Grundlage einer kurSORischen Analyse zu dem Befund, dass sich keiner der vier Ansätze in seiner

gegenwärtigen Form dem existenziellen Problem und seiner Bearbeitung zuwendet. Statt sich dem besonderen Problem des Klimawandels anzunehmen, wird es auf Distanz gebracht, um aus sicherer Entfernung »Wissenschaftlichkeit zu demonstrieren« (TS). Die Soziologie liefert durch diese distanzierte Haltung, ob gewollt oder nicht, »Versatzstücke zur widerständigen, herrschaftskritischen Klimaskepsis und Maßnahmenkritik« (TS).

Scheffer verharrt freilich nicht bei dieser kritischen Be standsaufnahme soziologischer Kapazitäten, sondern versucht die Soziologie in ökologischer Hinsicht zu ›radikalisieren‹. Dafür fordert er keine neue, aber eine revidierte Soziologie, welche die besondere Problemschwere des Klimawandels anerkennt und sich dem Problem *zuwendet*, indem sie neue Konzepte entwickelt. Wie das in der Praxis aussehen soll, deutet der Autor im zweiten Teil seines Textes verdienstvoller Weise an, die Rekonstruktion fällt jedoch schwer, weil die Darstellung nun etwas fragmentarisch wird.

Vielleicht lassen sich Scheffers Vorschläge zur Transformation der Soziologie in Zeiten des Klimawandels wie folgt zusammenfassen: Ein revidierter *Sozialkonstruktivismus* wäre dafür verantwortlich, die Bedingungen der Möglichkeit zur gesellschaftlichen Realisierung des Klimawandels als existenzielles Problem herauszuarbeiten. Er müsste nach Mechanismen der Verdrängung und Sichtbarmachung des Klimawandels fragen und erforschen, wie eine erfolgreiche Problemkonstruktion aussehen könnte. Eine *Dispositivanalyse*, die sich dem Klimawandel als Problem zuwendet, müsste fortan Machtressourcen identifizieren, die eine gouvernementale Verbreitung und Etablierung des Problems ermöglichen. Eine revidierte *funktionale Analyse* müsste teilsystematische Entdifferenzierungsbedarfe aufzeigen, also Punkte, an denen eine Verknüpfung von z.B. politischen, ökonomischen oder massenmedialen Systemlogiken sinnvoll und

erforderlich ist, die nicht durch fremdcodierte Übergriffe wie zum Beispiel eine Politisierung, Ökonomisierung oder Medialisierung erzwungen werden, sondern »durch den Einbruch des Problems« (TS). Und eine neu aufgesetzte Fundamentalkritik sollte schließlich eine nüchternere Haltung einnehmen, innerweltlich verfügbare Kapazitäten der Problembearbeitung zum Maßstab der Kritik erheben und von hier aus konkrete Utopien entwickeln.

Probleme einer ökologischen Umprogrammierung der Soziologie

Thomas Scheffers Analyse speist sich aus der zunächst plausiblen Grundintuition, dass der soziologische Beobachtungsapparat auf Ungleichheits- und Machtfragen ausgerichtet ist – und nicht auf Klimafragen. Soziologische Ansätze bleiben laut Scheffer auf Distanz zum Problem des Klimawandels, weil sie aufgrund ihrer historisch gewachsenen Beobachtungsapparate überall nur Macht bzw. Ungleichheit am Werk sehen können. Ich finde diese Lesart interessant, bin aber nicht in allen Punkten überzeugt. Bevor ich im Schlussabschnitt einen blinden Fleck von Scheffers Analyse adressiere, möchte ich hier auf ein paar kleinere Punkte eingehen.

Zunächst einmal diskutiert Scheffer eine erfreulich große Bandbreite soziologischer Perspektiven – warum seine Wahl jedoch ausgerechnet auf diese vier Paradigmen fällt, bleibt weitgehend offen. Unklar bleibt weiterhin, welche einzelnen Positionen unter den vier Etiketten versammelt werden, da sich der Autor auch aus Platzgründen mit einer groben Skizze der einzelnen Großansätze begnügen musste. Schließlich ist der zweite Teil, in dem er Vorschläge zur klimazentrierten Neuausrichtung der Soziologie macht, noch ziemlich fragmentarisch – gerade hier wäre eine detailliertere Ausarbeitung in Zukunft auf jeden Fall hilfreich und interessant.

Scheffer unterstellt der Soziologie überdies, dass sie das Problem des Klimawandels nicht (richtig) auf dem Schirm hat. Doch wie lautet eigentlich das Problem, von dem er hier spricht? Er definiert das nirgendwo präzise. Seine Position lässt sich erahnen, wenn er im Unterkapitel »Die Problemschwere des Klimawandels« (TS) klimawissenschaftliche Erkenntnisse zu pathologischen Entwicklungen und Kippunkten des Erdsystems anführt. Sofern das seine Position ist, wäre *das* Problem des Klimawandels aus seiner Sicht ein biophysisches, das unabhängig von (normalsoziologischen) Fragen nach der Rolle von Macht, Ethnie, Geschlecht oder Klassenposition prozessiert. Aber ist ein derart enger Problemzuschnitt sinnvoll und tragfähig? Lässt sich die biophysische von der sozialen Problemdimension des Klimawandels so einfach trennen? Ich bezweifele das. Schon deshalb teile ich Scheffers allgemeine These nicht: Meines Erachtens können Soziologien auch mit Bordmitteln, die auf Macht- und Ungleichheitsfragen ausgerichtet sind, wertvolle Beiträge zum vielschichtigen Problem des Klimawandels leisten, denn mit dem Eintritt ins Anthropozän geht es ja gerade um das komplexe Zusammenspiel von biophysischen und sozialen Prozessen. Darauf hinaus gibt es aus meiner Sicht auch zumindest keinen systematischen Grund für Scheffers implizite Befürchtung, dass die von ihm diskutierten Ansätze aufgrund ihrer bisherigen Form einen Beitrag zur Klimawandelskapsis leisten müssten.

Ein drittes Fragezeichen ergibt sich bei mir im Hinblick auf die Frage, ob Scheffers Revision der vier Ansätze überhaupt möglich und wünschenswert ist. Denn zum einen kreisen Theorien unabhängig von ihrem Abstraktionsgrad immer um konkrete Bezugsprobleme, die sie bearbeiten. Theorien können dann zwar in Konfrontation mit neuen oder veränderten Problemlagen angepasst bzw. erweitert werden, aber man kann das Bezugsproblem (zum Beispiel die

Reproduktion von Macht) nicht einfach austauschen, denn dann wäre die Wahrscheinlichkeit groß, dass man mit dem Ansatz nicht mehr viel anfangen kann. Daran anschließend bezweifele ich zum anderen, dass es überhaupt wünschenswert (geschweige denn von den jeweiligen Vertreter:innen gewünscht) wäre, die Ansätze in der vorgeschlagenen Weise zu modifizieren. Denn was wird aus einer Differenzierungstheorie, die nach Entdifferenzierungsbedarf fahndet? Aus einer Dispositivanalyse, die an der Kultivierung wünschenswerter Macht-Wissens-Komplexe partizipiert? Oder aus einer Fundamentalkritik, die sich mit inkrementellem Wandel zufriedengibt? Wenn wir Scheffers Vorschlag folgen würden, dann wären das einfach nicht mehr die gleichen Ansätze, ihr Markenkern wäre mitsamt ihres Bezugsproblems verschwunden und der komplette Ansatz wäre womöglich sogar in sein Gegenteil verkehrt. Ich finde eine derart fundamentale Umprogrammierung von bestehenden Ansätzen weder machbar noch erstrebenswert. Wichtiger ist aber, dass sie aus meiner Sicht auch nicht erforderlich ist, weil es bereits eine Alternative gibt, wie ich im Schlussabschnitt argumentieren werde.

Stephan Lessenichs Kritik der gesellschaftlichen Realitätsverweigerung

Stephan Lessenich sieht sowohl im individuellen als auch im kollektiven Umgang mit dem Phänomen des Klimawandels eine »Realitätsverweigerung« (SL) am Werk. Statt wirksame Maßnahmen gegen die Überhitzung der Erdatmosphäre einzuleiten, changiert die Gegenwartsgesellschaft zwischen Verdrängung (»So-tun-als-ob-nichts-wäre«) und Selbstbetrug (»So-tun-als-ob-man-etwas-täte«) (SL). Um diese Beobachtung zu plausibilisieren stellt er zunächst den theoretischen Rahmen seiner Analyse vor. Im Anschluss an die Theorie von Claus Offe skizziert er die Umrisse ei-

nes demokratisch-kapitalistischen Staats, der zerrissen ist zwischen den funktionalen Erfordernissen der ökonomischen Kapitalakkumulation und der politischen Legitimationsbeschaffung für repräsentative Macht. Um diese Zerreißprobe erfolgreich zu bestehen, zielt staatliches Handeln auf »Legitimation durch Akkumulation« (SL), das heißt die Zustimmung des *demos* wird durch die Organisation von Wachstum und Wohlstand generiert. Doch diese Kompromissformel ist letztlich zum Scheitern verurteilt, weil sie Steigerungsimperative und Konkurrenzverhältnisse entfesselt, die immer neue Strukturprobleme und pathologische Nebeneffekte erzeugen. Zu diesen unvermeidlichen Effekten gehört nicht zuletzt die verheerende »Ökobilanz der kapitalistischen Produktionsweise« (SL).

Auch wenn Lessenich überzeugt ist, dass Offes Analyse zu den Strukturproblemen des Spätkapitalismus »in ihrer Hellsichtigkeit und Raffinesse nach wie vor ihresgleichen sucht«, sieht er zwei zentrale Defizite der Theorie, nämlich die eingebaute »Staatsversessenheit« und die Vernachlässigung der Rolle von »Ideologien« für die Reproduktion der kapitalistischen Ordnung (SL). Im zweiten Teil seines Textes versucht er daher, diese beiden Defizite zu beheben, um zu erklären, warum das spätkapitalistische System trotz multipler Krisen persistiert.

Lessenich macht hierfür ohne weitere Diskussionen ein »Normalitätsregime« verantwortlich, das von der gesamten Gesellschaft getragen wird und das den existenziellen Problemen, die sich aus dem Kapitalismus ergeben, mit »organisierter Gleichgültigkeit« begegnet (SL). Lessenich unterscheidet vier verschiedene Modi der Problemdistanzierung, die jeweils und gemeinsam darauf hinwirken, dass die spätkapitalistischen Krisen und Strukturprobleme unsichtbar gemacht werden. In der *ökonomisch-materiellen Dimension* kommt es aufgrund von ungleichen Tauschbeziehungen zur

ökologischen Ausbeutung der »Extraktionsökonomien« des globalen Südens durch die »Produktionsökonomien« des globalen Nordens (SL). Unter dem ideologischen Deckmantel vom gerechten Tausch werden so die schlimmsten Verwerfungen des globalen Kapitalismus in die Peripherien der nicht-westlichen Welt verlagert. In der *politisch-institutionellen Dimension* werden zwar eifrig Klimabilanzen erstellt und Klimaneutralitätsziele verkündet, doch für Lessenich erweisen sich auch diese Maßnahmen als reine »Mogelpackung« bzw. »Täuschungsversuch« (SL), weil damit keine realen Reduktionen globaler Treibhausemissionen einhergehen. In der *sozial-habituellen Dimension* sieht Lessenich einen sorglosen Externalisierungshabitus am Werk, denn »nichts und niemand zwingt die oberen zehn oder zwanzig Millionen dieses Landes, sich der sozialen und ökologischen Voraussetzungen ihrer alltäglichen Lebensführung bewusst zu werden« (SL). Stattdessen erschaffen Politik und Wahlvolk eine Doppelrealität ›nachhaltiger Nicht-Nachhaltigkeit‹ (vgl. Blühdorn et al. 2020), in der die Stützpfiler der bürgerlichen Moderne – bestehend aus individueller Freiheit, persönlichem Wohlergehen und privatem Eigentum – unangetastet bleiben. Schließlich erkennt Lessenich in der *ästhetisch-kulturellen Dimension* eine »Maschinerie zur symbolischen Beförderung der Nachhaltigkeitsillusion« (SL), bestehend aus einer Allianz aus Marketingagenturen, Werbekampagnen, Ratgeberliteratur, Zertifizierungsinstanzen und Nachhaltigkeitsabteilungen, die das ökologische Gewissen der Gesellschaft beruhigen, indem sie die Vereinbarkeit von Ökonomie und Ökologie predigen.

Lessenich portraitiert entlang der vier Distanzierungsdimensionen kein ›klimablindes‹, fatalistisches oder dummes Gemeinwesen, sondern ein zynisches. Seine unversöhnliche Analyse zeigt eine »Gesellschaft, die sich mit immensem Mitteleinsatz und vereinten Kräften ins rechte – aber objek-

tiv falsche – Licht zu rücken versucht« (SL). Auch wenn die sozial privilegierten Klassen von einer besonderen Macht-position aus operieren, sind nach Lessenichs Beobachtung alle Mitglieder der Gesellschaft zugleich Mitwirkende »eines großen Illusionstheaters, bei dem jede:r weiß, dass alles nur Schau ist, und alle dennoch mitspielen« (SL). Auf der symbolischen Ebene ist der Spätkapitalismus mit seinem Normalisierungsdispositiv trotz aller Krisen äußerst erfolgreich, das ideologische Korsett funktioniert, auch »wenn das falsche Bewusstsein immer schwerer herzustellen ist« (SL). Auf der strukturellen Ebene hat sich dagegen trotz aller Rhetorik nichts verändert: die ruinösen Steigerungsimperative des Spätkapitalismus verschärfen das Problem des Klimawandels immer weiter, weswegen Lessenich keinerlei Chance sieht, »die Welt mit den Bordmitteln des Bestehenden zum Besseren zu wenden« (SL).

Probleme bei der Normalisierung der Gesellschaft

Stephan Lessenichs wortgewaltige Kritik an der Realitätsvermeidung der Gesellschaft ist lesenswert und gewinnbringend, ich bin aber nicht von allen Thesen und Argumenten gleichermaßen überzeugt. Bevor ich im letzten Abschnitt einen blinden Fleck in Lessenichs Ansatz adressiere, möchte ich auch hier zunächst auf ein paar kleinere Punkte eingehen.

Das Prinzip für die Auswahl der vier Untersuchungsdimensionen ist mir noch nicht ganz klar. Offenkundig will Lessenich die starke Fokussierung der Spätkapitalismustheorie auf den Staat als Amalgam aus Politik und Ökonomie aufbrechen. Doch mit seinen Analysedimensionen geht er noch zu wenig über diesen theoretischen Tellerrand hinaus. So liegt das argumentative Gewicht weiterhin auf der ökonomisch-materiellen und der politisch-institutionellen Ebene, wenn es um die zentrale These der Realitätsverweigerung in Zeiten des Klimawandels geht. Bei der begrüßens-

werten Erweiterung dieses Forschungsradius um die sozial-habituelle und die ästhetisch-kulturelle Dimension treten zudem drei Ungereimtheiten auf. Erstens überlagern sich die verschiedenen Bereiche, sind also nicht trennscharf, was sich etwa daran zeigt, dass es in der habituellen Dimension nicht nur um individuelle Lebensstile, sondern erneut um Politik geht, weil diese den Möglichkeitsrahmen der persönlichen Lebensführung festzurrt. Zweitens kommt es zur Verwischung der von ihm selbst eingeführten Ebenendifferenz zwischen struktureller und symbolischer Ebene, denn in der Beschreibung des »Normalitätsdispositivs« (SL) gehen materielle Strukturen, soziale Praktiken und symbolische Imaginations bis zur Unkenntlichkeit ineinander über. Das wird spätestens am Ende der Darstellung ein wenig verwirrend, wenn es nämlich in der kulturellen Dimension ganz explizit um die »symbolische Beförderung der Nachhaltigkeitsillusion« (SL) gehen soll, obwohl genau das ja (zum Teil) bereits in den zuvor beschriebenen Dimensionen gezeigt werden sollte. Schließlich sind die Dimensionen drittens alles andere als erschöpfend, denn es fehlt zum Beispiel ein Blick auf die Bereiche Wissenschaft und Massenmedien, die beide zweifellos eine erhebliche Rolle bei der gesellschaftlichen Realisierung bzw. Distanzierung des Klimawandels spielen.

Die Analyse wirkt trotz (oder gerade wegen?) ihrer rhetorischen Brillanz an einigen Stellen zu einseitig und unversöhnlich. Natürlich sind nicht alle Bemühungen zur Bearbeitung des Klimawandels redlich, aber Lessenich lässt jenseits der von ihm kritisierten Normalisierungs- und Verdrängungsroutinen im Grunde überhaupt keinen Platz mehr für ernstgemeinte Versuche der innersystemischen Eindämmung der Erderwärmung. Es mag ja sein, dass viele politische Maßnahmen und individuelle Strategien zum Scheitern verurteilt sind, aber dass all diese Versuche noch dazu als selbstbetrügerische Täuschungsversuche zu wer-

ten seien, ist aus meiner Sicht eine empirisch unzutreffende Behauptung. Da der Autor das vermutlich selbst weiß, stellt sich die durchaus interessante Folgefrage, was Lessenich mit seiner partiell kontrafaktischen Darstellung erreichen will und welche Teile seines (fach-)öffentlichen Publikums er damit überzeugen kann.

Was mich bei der Lektüre schließlich ziemlich verwundert hat, ist die Tatsache, dass der Autor im Hinblick auf die Frage nach der Verantwortung für die Entstehung, Bewältigung, Verdrängung und Verschleierung des Klimawandels fast komplett auf eine Differenzierung gesellschaftlicher Gruppen und Klassen verzichtet hat. Ist es nicht allzu pauschal, anzunehmen, dass wir alle gleichermaßen Mitwirkende an einem groß angelegten Täuschungsversuch im Hinblick auf den Klimawandel sind? Sind Klimaaktivist:innen und Klimawandelleugner:innen Teil derselben Verschwörung? Auch wenn man ihm zugutehalten muss, dass er im Hinblick auf die Träger der Realitätsverweigerung von einem »wir« spricht, und sich damit selbst einbezieht, so wird der Text doch in dieser Hinsicht von einer soziologisch ziemlich fragwürdigen Vorstellung heimgesucht, die vom Autor in dieser Form vermutlich nicht gewollt war.

Die ökologische Rechtfertigungsordnung und ihre (kritische) Soziologie

Wie wir gesehen haben, untersuchen beide Autoren Problemlösungskapazitäten im Umgang mit dem Klimawandel. Während Thomas Scheffer die Potenziale der *Soziologie* auslotet, wählt Stephan Lessenich einen deutlich breiteren Fokus, indem er nach den Kapazitäten spätkapitalistischer *Gesellschaften* fragt. Beide kommen zu dem Ergebnis, dass mögliche Wege aus der Krise durch Praktiken der Normalisierung und Distanzierung blockiert werden. Das Festhalten an bewährten, aber überkommenen sozialen bzw. soziologischen

»Bordmitteln« (SL) empfinden beide Autoren angesichts der existenziellen ökologischen Bedrohung als fahrlässig. Während Scheffer jedoch davon ausgeht, dass sich vorhandene Hindernisse grundsätzlich auflösen lassen, sieht Lessenich aktuell keinerlei Anlass für derartige Hoffnungen.

Um die vorgelegten Ansätze kritisch zu hinterfragen, erscheint es sinnvoll, sie zunächst miteinander in einen Dialog zu versetzen. Das funktioniert erstaunlich gut. So würde man mit Scheffer den Ansatz von Lessenich in die Kategorie Fundamentalkritik einordnen und auf diese Weise sehen, dass dessen Kritik an den ökologischen Verwerfungen des Spätkapitalismus paradoxe Weise selbst als Modus der Normalisierung und Problem-Distanzierung verstanden werden kann. Denn aus der von Scheffer vertretenen Perspektive blockiert Lessenich mit seiner materialistischen Fundamentalkritik die Etablierung einer soziologischen Klimaforschung, weil er nur den radikalen und letztlich unerreichbaren Systemwechsel als Ausweg sieht. Umgekehrt erzeugt Lessenichs Aktualisierung der Spätkapitalismustheorie den Verdacht, dass Scheffers Versuche zur klimazentrierten Neuausrichtung der Soziologie zwar von ihrer normativen Grundhaltung in die richtige Richtung gehen, aber letztlich unbedeutend bleiben im Vergleich zu den wesentlichen Triebkräften von Markt und Staat. Mehr noch: Mit Lessenichs Brille erscheint Scheffer bei intensiverer Betrachtung sogar als nasser Agent des kapitalistischen Illusionstheaters, der nach systeminternen Wegen der Kurskorrektur sucht, die es gar nicht geben kann.

Nun könnte der vorliegende Text an dieser Stelle einfach enden und die beiden Autoren könnten im Anschluss darüber streiten, welche gesellschaftliche Bedeutung der (soziologischen) Wissenschaft im Vergleich zu den Sphären der Politik und Ökonomie bei der Bewältigung bzw. Invisibilisierung des Klimawandels zukommt. Oder wir könnten mit

Interesse verfolgen, wie sie über wirkungsvolle Formen und glaubwürdige Maßstäbe der Gesellschaftskritik diskutieren, welche die unattraktiven Extrempole der affirmativen Nähe und paternalistischen Distanz zur bestehenden Gesellschaft vermeiden. Meines Erachtens entsteht der mit Abstand wichtigste Forschungs- und Diskussionsbedarf jedoch auf einer anderen Ebene, auf die ich nun zum Abschluss kurz eingehen möchte. Denn die vorgelegten Analysen weisen jeweils einen entscheidenden blinden Fleck auf, der aus meiner Sicht dazu führt, dass beide Autoren den seit einigen Jahren dominanten Modus bei der soziomateriellen Realisierung und Bearbeitung des Klimawandels gar nicht sehen können.

In jüngster Zeit hat die moderne Gesellschaft eine neue Rechtfertigungsordnung herausgebildet, die unter der vorläufigen Bezeichnung ›Polis der Solution‹ mittlerweile auch in der Soziologie ganz allmählich an Profil gewinnt und deren grobe Konturen in der diesem Text vorangestellten Szene vom Greentech-Festival schon recht gut zum Ausdruck kommen.³ Die bisher vorliegende Beschreibung dieser Ordnung lautet kurzgefasst wie folgt: Der Kapitalismus bildet vor dem Hintergrund einer zunehmend digitalisierten Gesellschaft eine neue Rechtfertigungsordnung heraus, die von Weltverbesserungsunternehmern aus dem Silicon Valley getragen wird, die mithilfe digitaler Technologien disruptive Entwicklungen einleiten wollen, um gesellschaftliche Probleme zu lösen. Dabei wendet sich dieser selbstbewusst auftretende Solutionismus ganz explizit gegen die egoistische Gier des Marktes und die Ineffizienz bzw. Inkompetenz der Politik. Die weitere theoretische Ausbuchstabierung und soziologische Erforschung dieser neuen Rechtfertigungsordnung ist meines Erachtens ein spannendes Zukunftsprojekt, das noch ganz am Anfang steht, doch die Lektüre der Texte von Scheffer und Lessenich hat mich nachhaltig in dem Vorhaben bestärkt, daran weiterzuarbeiten.

Die Polis der Solution weist nach meiner Beobachtung mindestens fünf weitere Eigenarten auf, die dazu führen, dass die Normalisierungskritik von Lessenich und Scheffer an Kraft verliert und immer häufiger ihr Ziel verfehlt: (1) Die Rechtfertigung der bestehenden Gesellschaftsordnung erfolgt nicht länger anhand von Problemlösungen, die sich in der Gegenwart bewähren (müssten), sondern anhand von Problemlösungspotenzialen, deren Einlösung erst in der Zukunft erwartet und bewertet werden kann. Dieser Übergang vom Possibilismus zum Potenzialismus lässt sich an einem einfachen Beispiel verdeutlichen: Investitionen in Künstliche Intelligenz gelten gegenwärtig in vielen Bereichen der Gesellschaft als alternativlos, die KI kann zwar heute noch keine Krebserkrankungen vorhersagen, Bestseller schreiben oder Autos steuern, aber es genügt, dass sie das vielleicht in der Zukunft können wird. (2) Die heraufziehende Rechtfertigungsordnung setzt nicht länger auf eine Distanzierung oder Ausblendung bestehender Menschheitsprobleme, im Gegenteil: existenzielle Probleme wie Armut, Alter, Hunger, Biodiversitätsverlust oder Umweltzerstörung werden vermutlich expliziter als jemals zuvor ins Zentrum von Innovationsprozessen gerückt, die in Aussicht stellen, alle gesellschaftlichen und natürlichen ›Fehler‹ zu beheben. Das *Normalisierungsdispositiv*, an dem sich Scheffer und Lessenich völlig zu Recht abarbeiten, verblasst demzufolge allmählich neben einem vollkommen anders strukturierten *Disruptionsdispositiv*, das die gesellschaftliche Kritik an ökonomischer Verantwortungs- und politischer Tatenlosigkeit scheinbar mühelos absorbiert. (3) Im Zentrum der auf Disruptionen ausgelegten Rechtfertigungsordnung stehen nicht mehr die Politik oder die Ökonomie, sondern (smarte) Technologien, die in Forschungsabteilungen biotechnologischer und computerwissenschaftlicher Konzerne konstruiert werden, um die Welt zu retten (und damit Geld zu verdienen). Natürlich

lassen sich alle technologischen Versuche zur Bearbeitung des Klimawandels als illusionär abtun, aber dann übersieht man, dass die (anvisierte) Verfügbarkeit dieser Technologien bereits zum gegenwärtigen Zeitpunkt die materiellen und symbolischen Strukturen der Gesellschaft maßgeblich prägt und verändert. (4) Die einzigartige Verheißung dieser Rechtfertigungsordnung besteht darin, dass sie eine Überwindung existenzieller Probleme in Aussicht stellt, die gerade *keine* Veränderung moderner Produktions- und Lebensstile verlangt. Die technologische Lösung von Menschheitsproblemen ist daher im Hinblick auf ihre Anreizstruktur allen anderen Modi der Krisen- und Konfliktbewältigung weit überlegen, weil im Grunde alles so bleiben kann und darf, wie es ist, *ohne*, dass der Planet in Flammen aufgeht. (5) Die Polis der Solution ist schließlich nicht auf ökologische Probleme begrenzt; disruptive Technologien funktionieren wie ein Schwamm, der im Zeitverlauf immer mehr existenzielle Probleme aufsaugt, um sie einer technischen Lösung zuzuführen. Fast egal, in welchen Sektor man schaut, überall werden neue Technologien in die Gesellschaft eingeklinkt, die als entscheidender Beitrag zur Weltrettung inszeniert werden: Die zelluläre Landwirtschaft soll die industrielle Nahrungsmittelproduktion ersetzen und das Tierleid sowie sämtliche Ernährungsprobleme beenden; die technische Verfügbarmachung erneuerbarer Ressourcen soll unsere fossilen Umwelt- und Energieprobleme beseitigen; Biotechnologien sollen medizinische Probleme wie Krankheit und Alter aus der Welt schaffen und Künstliche Intelligenz avanciert sogar zur ultimativen Allzweckwaffe in allen Lebenslagen. Die Bandbreite an Verheißungen ist also groß, aber trotzdem tritt die Polis der Solution in jüngster Zeit vor allem als *ökologische* Rechtfertigungsordnung auf. Den Grund dafür haben Scheffer und Lessenich sehr schön herausgearbeitet: Der Klimawandel stellt im Vergleich zu Armut, Krankheit,

Krieg oder Kriminalität ein vergleichsweise neues Problem dar, das für gesellschaftliche Unruhe und anhaltende Kritik sorgt und das sich daher als ultimative Bewährungsprobe für den technikzentrierten Solutionismus geradezu aufdrängt.

Gesetzt den Fall, dass meine Beobachtungen zur Charakteristik der Polis der Solution zutreffen, warum übersehen Lessenich und Scheffer die Entstehung dieser neuen Rechtfertigungsordnung?

Bei Stephan Lessenich schreibt sich hier meines Erachtens sehr deutlich das Erbe der analytisch instruktiven, aber diagnostisch gealterten Spätkapitalismustheorie ein, so dass er letztlich (in abgemilderter Form) von denselben Problemen heimgesucht wird wie Offe. Lessenich *unterschätzt* tendenziell die Kraft des Symbolischen und er *überschätzt* die Rolle des Staates bei der Bewältigung aktueller Strukturprobleme und Selbstwidersprüche. Weil in der Spätkapitalismustheorie eine unüberbrückbare Spannung zwischen Politik und Markt im Zentrum der Analyse steht, entgeht ihm, dass die Hoffnungen der Gegenwartsgesellschaft immer weniger bei der Politik liegen, wenn es um die Bearbeitung existenzieller Probleme geht, sondern auf smarten Technologien. Er geht in seinem Text zwar kurz auf grüne Technologien ein, nimmt ihre Rolle aber in keiner Weise ernst, da die Ideologie des »grünen Kapitalismus« aus seiner Sicht nichts anderes als eine »Lüge« ist (SL). Selbst wenn man an dieser Stelle Lessenichs implizite These akzeptiert, dass die derzeit vorhandenen Technologien (noch) keinen positiven Struktureffekt auf die Verbesserung der Klimabilanz haben, so verkennt er damit immer noch das symbolisch in Aussicht gestellte Potenzial der grünen Technologien. Auch wenn er selbst nicht daran glauben mag, ein beträchtlicher Teil der Gesellschaft (darunter viele kapitalkräftige Investor:innen) lassen sich von der Zukunftsvision einer technologischen Lösung für den Klimawandel nur allzu gerne hypnotisieren. Die (not-

wendige) Kritik an der Polis der Solution ist gerade deshalb so schwierig, weil etwas, das erst für die Zukunft versprochen wird, in der Gegenwart (noch) nicht als Täuschung oder Lüge entlarvt werden kann; Lessenichs Kapitalismuskritik droht an dieser Stelle ins Leere zu laufen. Seine überzeugende Kritik an den ökologischen Verwerfungen des Kapitalismus und den damit verknüpften Versuchen zur Verharmlosung und Verdrängung der ökologischen Krise wird von der Polis der Solution absorbiert und verdaut, denn sie adressiert die existenziellen Probleme der Menschheit im Gegensatz zum vorhergehenden Geist des Kapitalismus ganz explizit und setzt zur Krisenbewältigung weder auf den Staat noch auf das Individuum, sondern auf eine Zukunft, in der smarte Technologien die Welt retten.

An dieser Stelle könnte nun eigentlich Thomas Scheffer mit souveränem Lächeln einspringen, wenn er denn auf soziologische Ansätze zurückgreifen würde, die sich mit dem dynamischen Wandel gesellschaftlicher Rechtfertigungsordnungen auseinandersetzen oder sich für die gesellschaftliche Rolle von Technik interessieren. Zumindest letzteres lag nicht zuletzt aufgrund seiner immensen Expertise auf diesem Gebiet in greifbarer Nähe, doch zu meiner ehrlichen Verblüffung hat er sich im Text dafür entschieden, den aussichtsreichsten Kandidaten, nämlich die postmaterialistischen Ansätze, gemeinsam mit den marxistischen Ansätzen in einen großen Topf mit der irreführenden Aufschrift »Fundamentalkritik« (TS) zu werfen. Nur dadurch lässt sich erklären, dass Scheffer kein einziges Wort über Technik verliert und mit keiner Silbe erwähnt, dass sich postmaterialistische Ansätze seit vielen Jahren ganz explizit mit dem Phänomen Klimawandel auseinandergesetzt haben. Stattdessen sucht er in diesem soziologischen Eintopf nach einem gemeinsamen Nenner und findet ihn in der vermeintlich geteilten Ablehnung der vorherrschenden Gesellschafts-

ordnung. Doch auch diese Lesart ist aus meiner Sicht eher zweifelhaft, denn postmaterialistische Ansätze sind in aller Regel weder auf den Kapitalismus fixiert noch auf seine revolutionäre Überwindung. Für sie gibt es sehr wohl ein richtiges Leben im Falschen, zum Beispiel ein Leben in ›Ruinen‹, wie Anna L. Tsing (2015) eindrucksvoll gezeigt hat, das nicht nach einem ultimativen Hebel sucht, um die Verhältnisse fundamental umzuwälzen, sondern das planetare Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Menschen und Nicht-Menschen sichtbar und neue Technologien einsetzen will, um an einer gemeinsamen Welt zu arbeiten. Das mag aus einer kapitalismuskritischen Perspektive naiv klingen, ist aber die Position von postmaterialistischen Autor:innen wie Donna Haraway (2016) oder Bruno Latour (2018), welche zum existenziellen Problem des Klimawandels nicht auf Distanz gehen, sondern diesen seit Jahren ins Zentrum ihrer Überlegungen stellen. Sie haben seit den 1980er Jahren maßgeblich zur Realisierung der Klimafrage beigetragen, indem sie ein großes Arsenal an symmetrischen Begriffen, Theorien, Methoden, Studien und Diagnosen in den soziologischen Diskurs eingespeist haben. Man muss Latour oder Haraway selbstverständlich nicht in allen Punkten folgen, aber dass Konzepte wie ›Cyborg‹, ›Hybridisierung‹, ›Gaia‹ oder ›Symbiopoesis‹ in Scheffers Text gar nicht auftauchen, ist etwas merkwürdig. Er übersieht dadurch jedenfalls nicht nur im Gleichklang mit Lessenich den zunehmenden Einfluss der Technosphäre für die materielle und symbolische Transformation der Gesellschaft in Zeiten des Klimawandels, sondern auch die Tatsache, dass bereits eine enorm engagierte soziologische Klimaforschung existiert, die er mit seiner Soziologie existenzieller Probleme in Zukunft sicherlich maßgeblich bereichern könnte.

Die im vorliegenden Beitrag gebündelten Anfragen, Hinweise und Einwände sollten nicht als dekonstruktive Kritik

an den Texten von Stephan Lessenich und Thomas Scheffer missverstanden werden, sondern als Angebot zur gemeinsamen Debatte über eine grüne Rechtfertigungsordnung, die im Hinblick auf den Klimawandel zwischen soziologischer Distanzierung und gesellschaftlicher Normalisierung auf der einen Seite sowie postmateriellem Engagement und technologischer Disruption auf der anderen Seite oszilliert.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Text profitiert von theoretischen Konzepten und empirischen Fallstudien aus einem laufenden Forschungsprojekt (»Disruptive Technologien? Zur Neuvermessung der Gesellschaft durch Clean Meat, Social Freezing und Digitale Assistenten«, gefördert durch die Fritz Thyssen Stiftung), an dem Clara Wieghorst und Lea Zierott maßgeblich beteiligt sind.
- 2 Alle direkten und indirekten Zitate von Stephan Lessenich und Thomas Scheffer (im Folgenden mit SL und TS indiziert), bei denen kein anderer Beleg angegeben ist, beziehen sich auf die Beiträge der beiden Autoren zu Beginn dieses Bandes; sie enthalten daher keine Seitenangaben.
- 3 Der bislang erreichte Grad an Profilierung geht zurück auf gesellschaftstheoretische Arbeiten zum Konzept der »Rechtfertigungsordnung« (vgl. Boltanski und Thévenot 2007; Boltanski und Chiapello 1999), eine gegenwartsdiagnostische Monografie zum »Solutionismus« des Internetzeitalters (vgl. Morozov 2013) sowie einen soziologischen Artikel, der anhand von Aussagen führender Technologiekonzern-Vertreter beide Ansätze zu einem neuen »Geist des digitalen Kapitalismus« amalgamiert (Nachtwey und Seidl 2017).

Literatur

- Blühdorn, Ingolfur, Felix Butzlaff, Michael Deflorian, Daniel Hausknost und Mirjam Mock 2020: Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit. Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft nicht stattfindet. Bielefeld: transcript.
- Boltanski, Luc und Ève Chiapello 1999: *Le nouvel esprit du capitalisme*. Paris: Gallimard.
- Boltanski, Luc und Laurent Thévenot 2007 [1991]: *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Übers. von Andreas Pfeuffer. Hamburg: Hamburger Edition.

- Haraway, Donna 2016: *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene*. Durham: Duke University Press.
- Latour, Bruno 2018 [2017]: *Das terrestrische Manifest*. Übers. von Bernd Schwibs. Berlin: Suhrkamp.
- Morozov, Evgeny 2013: *To Save Everything, Click Here. The Folly of Technological Solutionism*. New York: Public Affairs.
- Nachtwey, Oliver und Timo Seidl 2017: *Die Ethik der Solution und der Geist des digitalen Kapitalismus*. IfS Working Paper Nr. 11. Frankfurt a. M.: Institut für Sozialforschung.
- Tsing, Anna L. 2015: *The Mushroom at the End of the World. On the Possibility of Life in Capitalist Ruins*. Princeton und Oxford: Princeton University Press.

Im Angesicht der planetaren Zerstörung

Soziologische Perspektiven gegen die Indifferenz

Christine Hentschel

Gesellschaft als Indifferenzmaschine, Soziologie im Distanzierungsmodus

Die Diagnosen von Stephan Lessenich und Thomas Scheffer sind ernüchternd: Spätkapitalistische Gesellschaften, so Lessenich, sind Indifferenzmaschinen, die sich der Größe ihrer existenziellen Probleme nicht stellen, sondern sie auf Distanz halten und zahlreiche Spielarten organisierter Gleichgültigkeit entwickelt haben.¹ Wir haben es mit einer Normalisierung der Realitätsverweigerung zu tun, mit dem »Selbstbetrug« einer Gesellschaft, die »am Abgrund ihrer eigenen Geschichte taumelt« (SL). Und die Soziologie, so Scheffer, schaut (wenn sie überhaupt schaut) teilnahmslos zu oder wendet sich anderen Problemen zu, die besser zu ihrem eingebütteten Instrumentarium passen.

Diese »systematische Indifferenzproduktion« gegenüber existenziellen Problemen wie der Klimakatastrophe ist, so Lessenich, zum »konstitutive[n] Motiv des im vergangenen halben Jahrhundert etablierten Normalitätsregimes spätkapitalistischer Gesellschaften« geworden (SL). Die »organisierte Gleichgültigkeit« zeigt sich in vier Spielarten: Die *ökonomisch-materielle* Dimension beruht auf einem »System asymmetrischer Stoffflüsse«, also einem zutiefst ungleichen wirtschaftlichen Gefüge der Ausbeutung (SL). Die darauf aufbauende *politisch-institutionelle* Dimension wiederum zeigt sich als systematische »Bilanzfälschung«, die nichts weiter als ein »groß angelegter Selbstbetrug« ist, wenn etwa in unseren CO₂-Bilanzen die für uns in Indien

produzierten T-Shirts oder die in China produzierten Computer nicht auftauchen (SL). Die *sozial-habituelle Dimension* der Problemdistanzierung bezeichnet die »ressourcenintensiven Alltagspraktiken«, die gerne als nachhaltig gerahmt werden, die aber weit davon entfernt in einem Externalisierungshabitus verhaftet sind (SL). Hier herrscht Einvernehmen, dass man es mit einer ökologischen Transformation nicht übertreiben und vor allem an der individuellen Freiheit nicht gerüttelt werden dürfe. Schließlich die *ästhetisch-kulturelle Dimension*: eine »Maschinerie zur symbolischen Beförderung der Nachhaltigkeitsillusion«, die sich in Werbeansprachen, Ratgeberbüchern und Zertifizierungsinstanzen artikuliert und uns weiter ein gutes Gewissen attestiert, um alles so zu lassen, wie es ist (SL). In den institutionellen, symbolischen und alltäglichen Praktiken und Programmen entstehe ein »Distanzierungsdispositiv«, durch das existenzielle Probleme wie der Klimawandel entweder aus dem Blick geraten oder so dastehen, als bearbeite man diese bereits emsig (SL).

Die Soziologie ihrerseits bleibt auf Sicherheitsabstand zu diesem riesigen Indifferenzunternehmen und reagiert auf den Klimawandel am liebsten in lang eingeübten Weisen, so als wäre – wie Thomas Scheffer argumentiert – der Klimawandel eines unter vielen gesellschaftlichen Problemen. Wir »realisieren« den Klimawandel nicht: nicht als Gesellschaft und nicht als Soziologie; und wir verstehen nicht seine besondere »Problemschwere« (TS). Statt den Klimawandel auf Distanz zu halten, müsse sich die Soziologie dem Problem wirklich *zuwenden*. Das könnte durch ein Update von Theorietraditionen geschehen, die Scheffer in vier »Revisionen« ausformuliert (TS). Alle vier Ansätze müssen sich daran messen lassen, wie sie zur Realisierung des Klimawandels als Problem existenzieller Schwere beitragen können (TS): Der Sozialkonstruktivismus müsse die Notwendigkeit von

sozialen Konstruktionen für die Problemrealisierung erkennen, der Poststrukturalismus die Mobilisierung apparativer Kapazitäten als »notwendige Voraussetzung existenzieller Realisierung«. Der Funktionalismus wiederum soll eine Entdifferenzierung (der Sphären und Felder) als notwendige Bedingung einer Problemrealisierung verfolgen und die (neo-)materialistische Fundamentalkritik möge eine Stufe ›herunterklettern‹ und statt der großen Revolution besser konkrete Utopien im Rahmen des Möglichen verfolgen.

Lessenichs Gesellschaftsdiagnose und Scheffers Soziologiediagnose verbindet die Empörung über den »Normalbetrieb« (TS), mit der sich politische Institutionen, Individuen sowie die Soziologie als Disziplin vor fundamentalen Problemlagen wegducken. Das sind wichtige Ansatzpunkte der Kritik, aber sie reichen nicht aus.

Zunächst erstaunt, dass der Soziologie »relative Abwesenheit«, »Missachtung« und »Teilnahmslosigkeit« gegenüber dem Klimawandel attestiert wird (TS), dabei jedoch einige der wichtigsten Neuschaffungen soziologischer Theorie und Empirie in Bezug auf die Klimakatastrophe kaum einbezogen werden. Der Boom klimawissenschaftlicher Soziologie und ihr verwandter Disziplinen, die vielen interdisziplinären Forschungszusammenhänge; die unzähligen Arbeiten zu Deutungskämpfen im Angesicht von Verlust, Schuld, Zukunftsperspektiven, zu Auseinandersetzungen um Regulierungen, zu Kooperations(un)fähigkeit bei internationa-
nalen Verhandlungen, CO₂-Reduktionen, infrastrukturellen Neuerungen und gesetzlichen Vorstößen, Protesten, katastrophischen Imaginationen sowie zu präfigurativer Politik erzählen von einer Soziologie, die nicht ohne Weiteres in das Korsett hineinpasst, das Scheffer gefertigt hat.²

Auch über die Gegenthese zur systematischen Problemdistanzierung ließe sich daher ein Aufsatz schreiben: Neben einer Soziologie, die den Klimawandel als eine von vielen

Krisen abhandelt, ist eine Soziologie entstanden, die von der Dringlichkeit und der Vorrangigkeit überzeugt ist und keine Angst vor der Berührungsmit der Praxis hat – etwa indem sie mit Scientist Rebellion auf die Straße geht, mit Degrowth-Praktiker:innen zusammenarbeitet oder Expertise für politische Transformation bereitstellt. Gleichzeitig hat sich ein sozialwissenschaftliches Verständnis für die miteinander verschränkten und sich gegenseitig verstärkenden Problemlagen durchgesetzt, in der der Klimawandel und das Artensterben im Zusammenwirken mit Krieg, Armut, Autoritarismus, Pandemien und wachsender Ungleichheit gedacht wird. Gemeint ist kein Downgrading des Klimawandels in seiner besonderen »Problemschwere« (TS), sondern das Realisieren massiver Problemlagen im Spätkapitalismus, die wir in ihren Verbindungen, Verflechtungen und gegenseitigen Verstärkungen betrachten müssen.

Was gerät aus dem Blick, wenn wir vor allem die mächtige Indifferenzmaschine sehen, nicht aber die zahlreichen Versuche, ihr Sand ins Getriebe zu schütten und die Gleichgültigkeit zu skandalisieren? Was ist mit den »nervösen Zuckungen« (Lessenich 2022: 125), mit Verteilungskämpfen und den schmerzhaften Aushandlungen darum, wessen Probleme eigentlich die dringendsten sind und wessen *Existenz* am verletzbarsten ist? Auch hier ließe sich gegenwartsdiagnostisch eine Gegenthese entwerfen, die die Gleichgültigkeitsproduktion als zentrale Dynamik stehenlässt, den Blick aber auf andere Entwicklungen wirft, die ich als ein Ankommen des Katastrophischen in unserem Alltag bezeichnen möchte: in Ereignissen, Berichterstattungen, Wahrnehmungen, Sensibilitäten und Vorbereitungspraktiken.

Im Folgenden werde ich den Blick in diesem Sinne weiten. Dabei nehme ich zunächst einen Umweg über die Nachkriegsphilosophie von Günther Anders, um von dort zu den Debatten um das Anthropozän und die planetare Zerstörung zu gelangen.

rung zu gelangen und schließlich eine *Soziologie der Endzeit* vorzuschlagen.

Apokalypse-Indifferenz und affektive Distanz

Um die Begriffe der Problemdistanzierung und der Problem-indifferenz weiter zu nuancieren, lohnt sich ein Blick in das Denken des Philosophen und Anti-Atomwaffen-Aktivisten Günther Anders, den die Gelassenheit, Indifferenz und die Faulheit des Fühlens, mit der seine Zeitgenoss:innen der Bedrohung eines atomaren Schlags begegneten, nicht losließ. Gegenüber der Auslöschungsmöglichkeit, die den Tod allen Lebens auf der Erde bedeuten würde, beobachtete Anders vor allem ein Achselzucken: »Dann kripiert man halt mit« sagt ihm der Zugnachbar, den er in ein Gespräch über die nukleare Katastrophe involvieren wollte (Anders 1972: 185). Wir sind »Wesen« geworden, die gar nicht mehr fähig sind zu »fühlen«, »was ihnen bevorsteht«, schreibt er in seinem Aufsatz *Die Frist* (ebd.: 188). All unsere Sinne sind Teil dieser Gleichgültigkeit: Wir sind nicht nur apokalypse-blind, sondern auch apokalypsetaub, apokalypsestumm, und wir sind apokalypsefaul. Die Gefahr *trifft* uns nicht, sie *erreicht* uns nicht.

Diese Schmerzunempfindlichkeit lag nicht nur an der Immensität der atomaren Gefahr – dem »Überschwellige[n]« (Anders 1972: 96), also der Unmöglichkeit, sich die vielen Toten, die ultimative Zerstörung planetaren Ausmaßes vorzustellen. Diese Indolenz lag auch an dem Trugschluss, dass »[d]iejenige Gefahr, von der nicht nur ich, sondern ›man‹ bedroht ist, [...] mich nicht persönlich« bedroht (ebd.: 186). Das Wissen darum, im Katastrophenfalle »mitsterben« zu müssen, bleibt »emotional [...] ein Nichts« (ebd.). Dort setzt Anders an: das Schreckliche muss fühlbar, imaginierbar werden. Von dieser Hoffnungs- und Zukunftslosigkeit aus zu denken, soll keine Lähmung, sondern die Notwendigkeit

herbeiführen, alle Kräfte zu mobilisieren, um das Zeitenende herauszuschieben. Die Welt ist dabei nicht zu ›retten‹, es gilt nur noch, »Exerzitien für die Endzeit« (Dries 2023) anzustellen: Übungen, um das affektive und imaginative Fassungsvermögen zu erweitern, den Horizont unserer Verantwortung räumlich und zeitlich auszudehnen: nicht nur in die Länder, die wir gern als fern denken, sondern auch in die Zukunft (Anders 1972: 52). Das, was wir uns vorstellen und was wir fühlen können, darf nicht länger hinter dem herhinken, was wir herstellen können – inklusive seiner Vernichtungskraft (Anders 1987: 271).

Um Günther Anders für die Argumentation der Gleichgültigkeitsproduktion im spätkapitalistischen Anthropozän fruchtbar zu machen, braucht es einige Übersetzungen. Die wichtigste betrifft die Zeitlichkeit der Katastrophe und das planetare Wir: von der Vorstellung eines alles auslöschen den Atomschlages bei Anders hin zu einer Erfahrung der langsamem Gewalt, der alltäglichen Notlagen und der ›unspektakulären‹ Formen kontinuierlicher Zerstörung (vgl. Nixon 2011; Anderson et al. 2020; Krasmann 2022) – oft von Lebenswelten, die bereits seit Jahrhunderten von Kolonialismus und kapitalistischer Extraktion gebeutelt sind. Der apokalyptische ist dabei einem postapokalyptischen Horizont gewichen: Ökosysteme sind für immer verschwunden oder im Begriff des Verendens; viele Verluste lassen sich auch mit großen Anstrengungen nicht mehr vermeiden (vgl. Cassegård und Thörn 2022; von Redecker 2023). In anderen Worten: die Apokalypse ist bereits da, sie ist nur ungleich verteilt (vgl. Williams 2011). Diese Sensibilität für das ungleiche Getroffensein und das ungleiche Austeilen muss heute anders mitgedacht werden.

Für die bei Lessenich und Scheffer verfolgte Problematisierung der spätkapitalistischen Indifferenzproduktion und Distanzierung gibt Anders' Denken wichtige Impulse.

Das Existenzielle der Gefahr liegt bei ihm im Ultimativen der Gefahr: was droht ist *das Ende*. Und vor allem zeigt uns Anders, dass die Indifferenz- und die Distanzhaltung ein affektives Unterfangen ist, ebenso wie die Versuche ihrer Überwindung: Etwas Neues muss geübt, eingeübt werden, die Muskeln der Imaginationsarbeit trainiert werden. Gera-de weil Wissen damals und heute oft »emotional ein Nichts« bleibt, reicht es nicht herauszuarbeiten, was die Soziologie beschreiben kann und erklären muss, sondern auch *wie* dies geschieht, wie hier Momente des Realisierens formuliert und transportiert werden.

Gesellschaft jenseits der Apokalypse-Indifferenz anschauen

Eine Soziologie, die sich den existenziellen Problemen verschreibt, darf aber nicht allein ihre Apokalypseblindheit, -faulheit und -indifferenz beklagen. Sie muss auch dahin schauen, wo die Gleichgültigkeit zum Problem deklariert wird, wo die »climate change boredom« (Anderson 2023) aus dem Konzept gebracht wird und die solutionistische Technologiegläubigkeit (vgl. Garcés 2019) an den Pranger kommt. Dafür lässt sich an verschiedenen Phänomenen ansetzen: in den Versuchen der radikalen Transformation und den extremen Entscheidungen, die im Angesicht von zunehmender Unbewohnbarkeit von Lebensräumen getroffen werden müssen (vgl. Mach und Siders 2021), den Argumenten für Sabotage (vgl. Malm 2021), dem Endzeitaktivismus (vgl. Hentschel 2022), der die Öffentlichkeit in den Notfallmodus bringen will, den zahlreichen kollektiven Überlebenspraktiken in desastergeplagten Kontexten (vgl. Simone 2019; Anderson et al. 2020) ebenso wie in entstehenden Formen der Solidarität (vgl. Lessenich 2019). Kritische Soziologie, die an die existenziellen Probleme heranwill, muss sich auch der Arbeit am Abgrund widmen, den zahlreichen Modi des *Edge*-

work im Anthropozän (vgl. Hentschel 2023). Es geht darum, zu erörtern, auf welche Weisen Menschen und Institutionen an den Systemen der Gleichgültigkeit rütteln und aus dem Normalmodus aussteigen.

Zur Diagnose einer Gesellschaft im Gleichgültigkeitsmodus am Abgrund gehören auch die unterschiedlichen – verzweifelten, dringlichen, gescheiterten wie erfolgreichen – Versuche, auf diesen Abgrund hinzuweisen: andere zu zwingen, da hineinzublicken und zu warnen, dass wir da reinfallen oder schon längst im Fall befindlich sind. Der Blick auf Konflikte ist dabei zentral: An welchen Stellen brechen gesellschaftliche Gräben auf zwischen regressiven Reaktionen auf Krisen und solchen, die radikal andere Zukünfte entwerfen wollen; wie werden ungleiche Vulnerabilitäten im Angesicht von bereits geschehenen und noch zu erwartenden Verlusten verhandelt (vgl. Lessenich 2020)? Und wie wird Gewalt dabei von verschiedenen Akteuren ins Spiel gebracht – etwa als Notwehr, als letztes Mittel, als Repression? Welches ›Wir‹ wird ausgerufen, wenn die Gleichgültigkeit bröckelt und für welches zukünftige ›Wir‹ wurde schon vorgesorgt: ob im Prepping der Superreichen oder in den Planungen prekarisierter Communities?

Als Antwort auf die Apokalypse-Indifferenz lässt sich auch die wichtige Frage nach dem Entstehen und der Mobilisierungskraft einer »ökologischen Klasse« aufgreifen, also derjenigen Klasse, die die Aufrechterhaltung der Bewohnbarkeitsbedingungen des Planeten zu ihrem wichtigsten Anliegen macht und diesem die Frage der Produktionsbedingungen unterwirft (Latour und Schultz 2022: 26). Die planetaren Bewohnbarkeitsbedingungen als Sammelbecken der existenziellen Fragen und Notwendigkeiten spiegeln vielleicht besser als die Rede vom Klimawandel, von Krisen oder existenziellen Problemen wider, worum es geht: um die Bedingungen, unter denen Menschen und andere Lebewesen

auf der Erde leben können, jetzt und in der Zukunft. Das Anthropozän hat das Ringen um Überlebensbedingungen auf dramatische Weise zur Frage des Politischen werden lassen. »In einem Anthropozän, in dem menschliches Handeln den Bestand des Planeten hat fragwürdig werden lassen, gibt es überhaupt keine Frage der Politik, die nicht auch eine des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens wäre«, argumentiert Eva von Redecker (2021: 214 f.). Politisch sind sie, weil sie Fragen von Gerechtigkeit, Zusammenleben und Verteilung aufwerfen, und die Möglichkeit von Neuanfängen, im Sinne Hannah Arendts, diskutieren – auch und gerade im Angesicht der Zerstörung.

Für eine Soziologie der Endzeit

Wie könnte eine »Revision« *der Soziologie* (TS), die die Problemschwere ins Zentrum rückt, aussehen – und welche Vision für die Soziologie braucht es dabei? Ein sinnvoller Ansatzpunkt könnte sein, nicht von dominanten Strömungen auszugehen und sich über deren Treffunsicherheit zu ärgern, sondern von gegenwärtigen Konfliktzonen und Entwicklungen aus zu fragen, was das mit dem zu tun hat, was wir aus den Theorietraditionen bereits kennen und für welche Fragen es neue Theorien braucht. Den Klimawandel, oder breiter formuliert, die planetaren Bewohnbarkeitsbedingungen als existenzielles Problem ernst zu nehmen, heißt, von dort anzufangen: Phänomenen nachzugehen, in denen im Zuge drastischer Adoptionsweisen und Neuausrichtungen zentrale Verhandlungen um Gerechtigkeit und Reparationen geschehen und von hier aus Linien für die Soziologie zu entwerfen. Der Horizont wäre, mit Anders gedacht, ein dunkler. Wir hätten es mit einer *Soziologie der Endzeit* zu tun³. Und die Provokation, die das hoffentlich hervorriefe, wäre intendiert: Nicht lähmnen lassen sollten wir uns von den schlechten Aussichten, sondern vor der »Finitheit

[...] erschrecken, um in ihr einen Skandal zu sehen, um die »fest gestellten« und erstarrten Grenzen aufzuweichen; um sie in Schranken zu verwandeln« (Anders 1984: 212) – politisch wie wissenschaftlich.

Gegen die Apokalypse-Indifferenz könnte die Soziologie die Disziplin sein, die sich diesem Ringen und dieser Arbeit an den Grenzen annimmt: die das Abgründige vor Augen hat, sowohl in der eigenen Motivation, als auch im Terrain ihrer Aufmerksamkeit. Sie knüpft an eine Soziologie des Verlusts im Angesicht des Klimawandels an (vgl. Elliot 2018), aber tut dies mit der Perspektive des Anthropozäns, als Zeitalter, das vom Ende her gezeichnet ist. Eine solche Soziologie lässt sich von den existenziellen Problemlagen wirklich bewegen und das auch aus ihrer Komfortzone heraus. Die Überforderung, die zur Bearbeitung existenzieller Probleme gehört (vgl. Scheffer 2021), wird dabei auch in der Forschung reflektiert – nicht nur in Form einer Attestierung des Nichtstuns und der Ignoranz, sondern im Beobachten von Versuchen und Scheitern; in der Frage danach, welche Bilder und Visionen funktionieren, um festgefahrenen Systeme zu transformieren. Diese Soziologie lässt sich auch selbst beim Arbeiten, das heißt auch beim Zweifeln und beim Schwitzen zuschauen.

Einer solchen Neuimagination bedarf es auch jenseits der Theoriebildung: »Was ansteht«, schreibt Stephan Lessenich in *Nicht mehr Normal. Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs* (2022), »ist eine veritable Transformation des gesellschaftlichen Imaginären: ein wahres Neudenken der kollektiven Möglichkeiten einer Befreiung von Zwängen, die uns immer noch als Freiheiten erscheinen – obwohl sie uns doch an eine Welt binden, die keine Zukunft mehr hat.« (Lessenich 2022: 130) Diesen wichtigen Aufruf ernst zu nehmen, heißt auch, seine einzelnen Elemente zu befragen: was ist die Bindekraft an Systeme, die uns fertig

machen (vgl. Berlant 2011)? In welchen präfigurativen Politiken werden radikal andere Zukünfte bereits eingeübt, mit welcher Konsequenz und Nachahmung (vgl. Monticelli 2021; Sandberg 2020)? Welche alternativen Formen von Freiheit – etwa als Möglichkeit, in Zukunft hier auch noch unter lebenswerten Bedingungen leben zu können (vgl. von Redeker 2023) – werden dabei entworfen und auf welchen Widerhall treffen sie? Was sind überhaupt Möglichkeiten, also offene Horizonte und gangbare Wege im Angesicht einer Welt, die schon so dramatisch zerstört ist (vgl. Tsing 2017). Einige der wichtigsten Interventionen dafür werden jenseits der Soziologie entworfen; hier gilt es die notwendigen Bezüge herzustellen, sie einzugemeinden, in soziologische Redewelten zu übersetzen.

Und was passiert der Indifferenz, wenn der eigene Lebensraum kippt, katastrophische Ereignisse hereinbrechen oder das alltägliche Leben zu einer Serie von »slow emergencies« (Anderson et al. 2020) geworden ist? Was machen wir mit den Vorahnungen und theoretischen Vorschlägen, dass auch ›wir‹, in Mitteleuropa, auch jenseits des »climate edge« (Alexandrescu et al. 2022) bereits den Modus der Selbstentfaltung abgelegt haben und all unsere Kraft der Selbsterhaltung widmen müssen (vgl. Staab 2022)? Ist das nur Anpassung und »Abfinden« (SL) oder stecken darin emanzipatorische Potentiale? Es gilt, auch für die hiesige Soziologie, den Blick zu weiten und das Befragen der Umgangsweisen mit den planetaren existenziellen Notlagen in ihrer Vielheit (den verschiedenen Versuchen und Kämpfen), aber auch mit ihrer Skalierbarkeit (die Arbeit am planetaren ›Wir‹ durch Institutionen, Gesetze und Vereinbarungen) zu betrachten.

Dabei braucht es – mit Anders gesprochen – zeitliche und räumliche Streckübungen, um nachzuvollziehen, wo gegenwärtig die Katastrophe lokalisiert wird: als das, was in der Zukunft bevorsteht? Fern in Afrika? Nebenan, aber nicht für

›uns? Oder alles gleichzeitig? Das beeinflusst, ob und wie sich Gleichgültigkeit halten kann und wo sie von anderen gesellschaftlichen Grundstimmungen überzeichnet wird. Um zu erkennen, wo es hingehört, wenn die Gleichgültigkeit bröckelt, braucht es den Blick auf die bereits jetzt angestellten Zukunftsplanungen für andere Realitäten, ebenso wie auf reaktionäre Griffe in die Vergangenheit, und die Konflikte und Gewaltandrohungen, die sich in diesem Spannungsfeld hochschaukeln.

Mit Marina Garcés heißt das auch, unsere »kritische Imagination« (Garcés 2022) zu trainieren, also den Zukunftshorizont zu öffnen: weder zu akzeptieren, dass wir verloren sind, noch dass wir von technologischen Erfindungen doch noch gerettet werden. Es gilt, nach lebbarer, gestaltbarer Zeit zu suchen. Wissen allein kann uns hierbei nicht weiterhelfen, genau das ist ja im Terminus der »Realisierung« (TS) angelegt. »Wenn wir keine Zukunft mehr haben, dann weil die Verbindung mit dem, was passieren kann, vollständig abgetrennt wurde von dem, was wir tun können. Es ist deshalb egal, ob wir wissen«, denn wir können damit »nichts anfangen«, schreibt Garcés (2019: 91). In der Arbeit an dieser Verbindung zwischen dem, was wir wissen und dem, was wir tun könnten, und in der Aktivierung der dabei notwendigen imaginativen und affektiven Vermögen steckt vielleicht eines der wichtigsten Potentiale für die Überwindung von Gleichgültigkeit und Distanzierung gegenüber der planetaren Zerstörung.

Anmerkungen

- 1 Alle direkten und indirekten Zitate von Stephan Lessenich und Thomas Scheffer (im Folgenden mit SL und TS indiziert), bei denen kein anderer Beleg angegeben ist, beziehen sich auf die Beiträge der beiden Autoren zu Beginn dieses Bandes; sie enthalten daher keine Seitenangaben.

- 2 Vgl. beispielsweise Elliot (2018); Aykut, Morena und Foyer (2021); Engels, Kunkis und Altstaedt (2020); Adloff et al. (2020); Cassegard und Thörn (2022); Kumkar (2022); Adloff und Caillé (2022); Monticelli (2021).
- 3 Diese Perspektive entwickle ich in meinem Buch *Edgework in the Anthropocene: Affective Devices for our Apocalyptic Times*, das bei punctum books erscheinen wird.

Literatur

- Adloff, Frank, Benno Fladvad, Martina Hasenfratz und Sighard Nekel (Hg.) 2020: *Imaginationen von Nachhaltigkeit. Katastrophe. Krise. Normalisierung*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Adloff, Frank und Alain Caillé (Hg.) 2022: *Convivial futures. Views from a Post-Growth Tomorrow*. Bielefeld: transcript.
- Alexandrescu, Filip, Ionuț Anghel, Simona Stănescu, Lucrina Ștefănescu und Alina Pop 2022: From Environmental to Climate Justice: Social-Environmental Expulsions and the Emergence of a Climate Edge in Europe, in: *Globalizations* 19(5), 760–780.
- Anders, Günther 1972: *Endzeit und Zeitenende. Gedanken über die atomare Situation*. München: C.H.Beck.
- Anders, Günther 1984: Off limits für das Gewissen, Briefwechsel mit dem Hiroshima-Piloten Eatherly, 1959, in: Bernhard Lassahn (Hg.): *Das Günther-Anders-Lesebuch*. Zürich: Diogenes, 199–220.
- Anders, Günther 1987 [1956]: *Die Antiquiertheit des Menschen*. Band 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München: Verlag C.H.Beck.
- Anderson, Ben 2023: Boredom and the politics of climate change, in: *Scottish Geographical Journal* 139(1/2), 133–141.
- Anderson, Ben, Kevin Grove, Lauren Rickards, und Matthew Kearnes 2020: Slow emergencies. Temporality and the racialized biopolitics of emergency governance, in: *Progress in Human Geography* 44(4), 621–639.
- Aykut, Stefan C., Edouard Morena und Jean Foyer 2021: ›Incantatory‹ governance: global climate politics' performative turn and its wider significance for global politics, in: *International Politics* 58, 519–540.
- Berlant, Lauren 2011: *Cruel optimism*. Durham: Duke University Press.
- Cassegård, Carl und Håkan Thörn 2022: *Post-Apocalyptic Environmentalism: The Green Movement in Times of Catastrophe*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Dries, Christian 2023: *ad Günther Anders. Exerzitien für die Endzeit*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Elliott, Rebecca 2018: The Sociology of Climate Change as a Sociology of Loss, in: *European Journal of Sociology* 59(3), 301–337.

- Engels, Anita, Michael Kunkis und Sören Altstaedt 2020: A new energy world in the making: Imaginary business futures in a dramatically changing world of decarbonized energy production, in: *Energy Research & Social Science* 60, 101321.
- Garcés, Marina 2019 [2017]: Neue radikale Aufklärung. Übers. von Charlotte Frei. Wien: Turia + Kant.
- Garcés, Marina 2022: Critical Imagination, in: Artnodes (29).
- Hentschel, Christine 2022: Stretches of imagination at the end of times: Affective workouts against apocalypse, in: Artnodes (29).
- Hentschel, Christine 2023: Edgework in post/apokalyptischen Zeiten, in: Soziopolis, 27. September. <www.sozipolis.de/edgework-in-post-apokalyptischen-zeiten.html>.
- Krasmann, Susanne 2022: Die Situation der Zerstörung. Gewalt im Anthropozän, in: *Mittelweg* 36 31(6), 25–42.
- Kumkar, Nils C. 2022: Die Radikalisierung der Radikalisierungsbehauptung. Zum Diskurs über die Letzte Generation, in: Soziopolis, 16. November. <<https://www.sozipolis.de/die-radikalisierung-der-radikalisierungsbehauptung.html>>.
- Latour, Bruno, und Nikolaj Schultz 2022. Zur Entstehung einer ökologischen Klasse: ein Memorandum. Berlin: Suhrkamp.
- Lessenich, Stephan 2019: Grenzen der Demokratie. Teilhabe als Verteilungsproblem. Ditzingen: Reclam.
- Lessenich, Stephan 2020: Leben machen und sterben lassen: Die Politik mit der Vulnerabilität, in: *WSI-Mitteilungen* 73(6), 454–461.
- Lessenich, Stephan 2022: Nicht mehr normal. Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs. München: Hanser Berlin.
- Mach, Katharine J. und A. R. Siders 2021: Reframing Strategic, Managed Retreat for Transformative Climate Adaptation, in: *Science* 372(6548), 1294–1299.
- Malm, Andreas 2021: How to blow up a pipeline: learning to fight in a world on fire. London und New York: Verso.
- Monticelli, Lara 2021: On the necessity of prefigurative politics, in: *Thesis Eleven* 167(1), 99–118.
- Nixon, Rob 2011: Slow violence and the environmentalism of the poor. Cambridge: Harvard University Press.
- Redecker, Eva von 2021: Hannah Arendt und das Anthropozän – Nachwort, in: Hannah Arendt: Fragwürdige Traditionenbestände im politischen Denken der Gegenwart. Vier Essays. Hg. von Thomas Meyer. München: Piper, 197–216.
- Redecker, Eva von 2023: Bleibefreiheit. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Sandberg, Ole Martin 2020: Climate Disruption, Political Stability, and Collective Imagination, in: *Radical Philosophy Review* 23(2), 331–360.
- Scheffer, Thomas 2021: Existentielle Probleme, soziologisch. Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS) 10(1), 3–33.

- Simone, AbdouMaliq 2019: Maximum Exposure: Making sense in the background of extensive urbanization, in: *Society + Space* 37(6), 990–1006.
- Staab, Philipp 2022: Anpassung. Leitmotiv der nächsten Gesellschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Tsing, Anna L. (Hg.) 2017: Arts of living on a damaged planet. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Williams, Evan Calder 2011: Combined and Uneven Apocalypse. Winchester: Zero Books.

Bloß nicht so viel Existenzielles

Gesellschaftsanalyse und ihre Verwerfungen

Susanne Krasmann

Schwerwiegende Fragen ...

Das Existenzielle setzt das Existierende voraus. Existenzielle Probleme betreffen die Existenz. Doch mit welchen Formen der Existenz befasst sich die Soziologie, und wann wird es bei ihr existenziell? In dem Moment, so heißt es wie selbstverständlich bei Thomas Scheffer (2021 und in diesem Band), in dem der »Fortbestand« bzw. die »Reproduktion der Gesellschaft« auf dem Spiel steht; und augenblicklich, so Stephan Lessenich (in diesem Band), sehen wir eine Gesellschaft, »die sich am Abgrund ihrer eigenen Geschichte bewegt«.¹ Das Problem ist konstatiert: Wir *haben* es mit existenziellen Problemen zu tun, allen voran mit den Folgen eines einschneidenden Klimawandels. Und das Problem dieser Probleme ist, dass die Soziologie keine Antwort darauf findet – weil sie sich keinen Begriff vom Existenziellen macht. Sie bleibt auf Distanz und kann nicht recht fassen, nicht »realisieren«, was um sie herum und mit dem ihr ureigenen Gegenstand – der Gesellschaft – geschieht. Von »Teilnahmslosigkeit« ist die Rede beziehungsweise von »kollektiv-individueller Realitätsverweigerung« und »Indifferenzproduktion« (TS). Es ist also nicht nur die Soziologie, sondern auch die »spätkapitalistische Gesellschaft« (SL), die auf dem Prüfstand steht, wieder einmal, und doch geht es diesmal um mehr. Es geht ums Ganze. Denn die existenziellen Probleme »überfordern« die Gesellschaft »in ihrer Verfasstheit« (TS) – und man muss wohl auch sagen: aus ihrer inneren Verfasstheit heraus. Unsere Gesellschaft scheint »überkommen«, sie hat »keine Zukunft mehr«, wobei die »Problem-Obfuscation«

darüber funktional und dysfunktional zugleich ist: nicht so sehr gesellschaftserhaltend als vielmehr zersetzend und am Ende selbstzerstörerisch, wohl aber illusionserhaltend, »[a]uch wenn das falsche Bewusstsein immer schwerer herzustellen ist« (SL).

So sehr sich diese Problemfeststellungen auf den ersten Blick gleichen, so unterschiedlich setzen die Problemanalysen dann doch an. In der gebotenen Kürze und auf die Gefahr der Verkürzung hin lassen sie sich wie folgt charakterisieren. Auf der einen Seite handelt es sich vor allem um ein epistemologisches Problem: Die Soziologie steht sich mit ihrem analytischen Instrumentarium gewissermaßen selbst im Weg (TS). Auf der anderen Seite ist eigentlich alles klar, wenn da nicht die Normalisierungsstrategien wären, die ihrerseits System haben: das »zynisch-fatalistische ›So-tun-als-ob-nichts-wäre‹« oder, nicht besser, der »nicht minder zynische Solutionismus des ›So-tun-als-ob-man-etwas-täte‹« (SL). Um von der Problemdistanzierung hin zu einer »Problemzuwendung« (TS) zu gelangen, müsste sich jede theoretische Perspektive, in die Scheffer kritisch seine Hoffnungen setzt, gleichsam selbst beim Schopfe packen. Es bedürfte jeweils einer kleinen theorieimmanenten Korrektur, um noch den einen entscheidenden Schritt weitergehen zu können. Was sich als Not erweist, wird so zur Tugend: Die soziale Konstruktion, in der sich die Soziologie selbst verfängt, gilt es als notwendig anzuerkennen, um über sie hinauszugelangen; die Dispositivanalyse bedient sich der Apparate, die sie selbst zuvor machtanalytisch seziert hat; die funktionale Analyse muss die Entdifferenzierung stärker einberechnen; und die (neo-)materialistische Analyse sollte endlich in der Utopie konkret werden (TS). Die »organisierte Gleichgültigkeit« wiederum, die es zu überwinden gilt, manifestiert sich in vier Strategien eines politisch-institutionalisierten beziehungsweise individuell-moralischen

Greenwashings: der weltweit ungleiche ökologische Tausch mit Ressourcen, die Instrumente zur Schönung der eigenen Klimabilanz, die bürgerlich immer schon gezügelte und unternehmerisch immer wieder profitable Nachhaltigkeit. Die Vorteile, die sich darüber verbuchen lassen (Bequemlichkeit, Distinktion, Profit), sind trügerisch, denn sie stellen sich nur auf kurze, allenfalls mittlere Sicht ein (SL). Wo die einen (die Soziologie) nicht (richtig) wissen, was sie tun, weshalb ihnen aufgeholfen werden muss (TS), wissen die anderen (die Gesellschaft) dies sehr wohl, oder sie könnten zumindest. Allein, sie bleiben untätig (SL). Stattdessen konzentrieren sie sich auf allerlei Vorkehrungen, die es erlauben, das eigene Verhalten nicht substanziell zu ändern; die ihrerseits allerdings davon zeugen, dass ein gravierendes Problem durchaus gesehen wird.

Doch was heißt das schon: gesehen? Wie lässt sich, mit Bloch, die »Schwere« (TS) eines Problems in seiner existenziellen Tiefe ausloten – und wer kann sie behaupten –, wenn wir die Welt doch notwendig perspektivisch sehen; nicht nur von einem bestimmten Standort aus, sondern immer auch durch eine bestimmte theoretische Brille hindurch? Oder anders gewendet: Wenn die Überforderung von Gesellschaften das Maß des Existenziellen ist, dann existierte der Klimawandel die längste Zeit überhaupt nicht – so lange eben, wie er in seiner Tragweite nicht erkannt (nicht »realisiert«) wurde (TS) und sich also auch keine erkennbaren sozialen Mechanismen der Problembewältigung (oder -vermeidung) in Gang setzen konnten. Wie die Analyse der »organisierten Gleichgültigkeit« überdies zeigt (SL), ist die Funktionalität selbst relativ. Sie ermisst sich im Auge des Betrachters, denn noch das Dysfunktionale hat seine Funktion, ist also nicht nur Störung. Von einer »Teilnahmslosigkeit« (TS) kann indes kaum die Rede sein, wenn wir doch »alle« irgendwie – wohl wissende und vielleicht auch emotional involvierte – »Mit-

wirkende« sind (SL). Was also hat es mit dem Problem der Distanz auf sich?

Der sprichwörtliche Wald, den man vor lauter Bäumen nicht sieht, zeugt davon: Jede Analyse fordert ihren Abstand ein, und schon die Benennung eines Problems ist eine Form der Distanzierung. Selbst bei einer unmittelbaren Lebensgefahr, darauf weist prominent Norbert Elias (2003) hin, kann sie unverzichtbar sein: Es bedarf bei aller Dringlichkeit der Abstraktion, um zu verstehen, wie eine Gefahr sich technisch und praktisch abwenden ließe. Man muss also Zeit haben, um eins und eins zusammenzählen, und man braucht den Abstand, um eins und eins auch als eine relevante Größe anzunehmen. Umgekehrt schließt die Distanzierung die emotionale Involvierungen und das Interessegeleitete der Erkenntnis freilich nicht aus, im Gegenteil. Vieles spricht zwar dafür, vor dem »Werturteil« (Weber 1904: 22) erst einmal die systematische Analyse einzusetzen. Doch ohne »Leidenschaft« (Marx 1961: 380, zit. in Bröckling 2013: 315) ist Kritik nicht zu haben. Die scharfe Analyse setzt die Neugier und Hingabe, die Erkenntnis den Antrieb, die Ausdauer, vielleicht auch die Empörung voraus (vgl. Bröckling 2013). Jede Entscheidung, mit welchem Instrumentarium wir forschen und an welchem Gegenstand wir uns abarbeiten, ist immer auch affektiv. Sie ist einer Beziehung zum Gegenstand geschuldet, welche die Forschung motiviert – die darin ihrerseits immer schon politisch ist. Sie macht, das sehen Lessenich und Scheffer wohl ebenso, von vornherein einen Unterschied, was wichtig ist und was nicht.

Weniger die gesellschaftliche und politische Distanz scheint mithin der Brennpunkt zu sein – denn wir wissen schon und könnten sehr wohl agieren –, als vielmehr das, was es mit der notwendigen Abstraktion auf sich hat – und mit dem Denken eines Außen, das jeder Diskurs (vgl. Foucault 2001) und jedes Denken von Gesellschaft selbst produ-

ziert: Wie lässt sich in Worte fassen, was unsere Worte nicht zulassen? Das Problem beschränkt sich also nicht lediglich darauf, sich entweder allzu schnell in die ›falsche‹ Abstraktion und ins Allgemeine zu flüchten oder aber allzu sehr auf das Konkrete fixiert zu sein und so das Große und Ganze aus dem Blick zu verlieren (vgl. Gehring 2020: 17). Es besteht vielmehr darin, ob und wie das Existenzielle überhaupt greifbar wird – und wie uns dabei unser eigenes Vokabular, unsere Weise zu sehen und zu denken, behindert. Genau damit trifft Scheffer (2021) einen zentralen Punkt. Aber hilft es dann weiter herauszustellen, wie »[a]nderweitige Katastrophen [...] als mahnende Beispiele [fungieren]«, um uns vor Augen zu führen, »was ›uns‹ noch blüht« (ebd.: 17)? Bedarf es eines Krieges, um aufzuwachen und dessen »Schrecken« auch bei uns wachzuhalten (ebd.)? Vielleicht. Doch aufschlussreicher scheint mir die Einsicht, dass »das Entsetzliche« der Gewalt eines Krieges »stets auf noch Entsetzlicheres« verweist, dass wir das Entsetzliche also sehr wohl begreifen, ohne dass es indes »je als Entsetzlichstes identifizierbar« wird (Liebsch 2021: 166)? Müsste also nicht, anstatt vorauszusetzen, was das zu Rettende ist – die gesellschaftliche Reproduktionsfähigkeit – erst einmal ergründet werden, was überhaupt auf dem Spiel steht? Die beiden Beiträge analysieren die Mechanismen der Verdrängung und des Verkennens, aber sie sagen nicht, *wie* die existenzielle Bedrohung und für wen in welcher Weise sie *spürbar* (Scheffer 2021: 22) und erfahrbar wird.

Bleiben wir für die Diskussion dieser Fragen beim Thema des Klimawandels, der sich ja längst nicht mehr nur als ein schlechendes Phänomen darstellt (vgl. Nixon 2011), sich nun vielmehr wohl endgültig mit einer »multiplen, zerstörerischen Wucht« (TS) in unsere Gegenwart eingeschrieben hat: angesichts immer extremerer Wetterverhältnisse und -ereignisse, die ebenso messbar sind wie sie aber eben auch spürbar werden (etwa durch zunehmende Dürren und

Regefälle, Stürme und Hitzewellen); und angesichts sich überlagernder katastrophischer Einbrüche, die uns immer wieder neu und offenbar vermehrt in immer kürzeren Abständen einholen. So hat die Covid-19-Pandemie einmal mehr das Menschengemachte des Klimawandels ins öffentliche Bewusstsein gerückt; und die ›Rückkehr‹ des Krieges zwischen Staaten in Europa eine Gewalt, die man für überwunden hielt, sowie eine absolute: nukleare Vernichtungsmacht, die man gebannt zu haben hoffte. Der Einbruch des Existenziellen beschränkt sich keineswegs darauf, mit der »Verfügbarkeit von Überlebensmitteln wie Wasser, Nährboden, Luft, Energie« auch »das Urvertrauen« in den Fortbestand des Gesellschaftlichen zum Schwinden gebracht zu haben (TS). Vielmehr zeigt er sich in nicht weniger als der Verwerfung einer epistemologisch-ontologischen Ordnung. Schon der Neologismus des Anthropozäns bringt das deutlich auf den Begriff, erhebt er doch den Menschen (*Anthropos*) als Verursacher der Malaise zum Namensgeber einer geologischen Epoche – und weist im selben Atemzug »auf das Ende der ›Epochalität‹ als solche hin« (Danowski und Viveiros de Castro 2019: 11). Wir hätten es demnach, um nur einige wenige Motive der Diskussion kuriosisch zu illustrieren, mit einem »mythischen Problem« zu tun: »dem Ende der Welt«, das auch empirisch, vor allem naturwissenschaftlich attestiert wird – das »Problem der Vernunft« hat gewissermaßen »die Zustimmung des Verstandes erhalten« (ebd.: 12). Das Anthropozän, so etwa auch David Chandler (2023: 3), hat sich gleichsam hinter dem Rücken politischer Vernunft: unbemerkt und unbeabsichtigt herausgeschält, und die Katastrophe erschließt sich nun nicht mehr in den etablierten Weisen der Dechiffrierung etwa von Ursache und Wirkung. Wo die Logik des Verursacherprinzips nicht einfach greift – weil zerstörerische Prozesse an einem Ort der Erde zeitlich verzögert an einem ganz anderen Ort ihre Wirkung in der

sogenannten Umwelt zeitigen – dort greift auch ein Denken in linearen Kausalitäten nicht mehr (vgl. Nixon 2011).

Wenn sich die Menschheit nun ferner selbst als eine absichtslose, unkontrollierte Kraft (vgl. Chakrabarty 2018) und Naturgewalt begreift, dann erscheint die Natur nicht länger als jenes Phänomen, wie es sich das Denken der Moderne zurechtgelegt hat: als das Andere der Kultur, das noch Unberührte, das seine eigenen Kräfte entfaltet; als das dem Menschen Äußerliche, das diesem zugleich innewohnt; als selbstverständlich gegebener Hintergrund menschlichen Handelns, aber auch als Verfügungsmasse der Kultivierung und ungehemmter Ausbeutung (vgl. Scherer 2022). Die Menschheit sieht sich aufgrund der unwiderruflichen Zerstörung elementarer Lebensgrundlagen auf der Erde radikal in Frage gestellt – die Menschheit einerseits in einem humanwissenschaftlichen Sinne verstanden als eine sozial differenzierte und divergente Lebensform und andererseits als jene erdgeschichtliche Figur, die den fundamentalen Eingriff in das Erdsystem verursacht hat. Wenn in dieser Situation die politische Intervention noch vorstellbar sein soll, dann besteht eine Herausforderung darin, beide Figuren zusammenzubringen: die des Menschen als einer aggregierten, ungerichteten Zerstörungskraft technologisch ermöglichter, extraktiver kapitalistischer Ausbeutung (die *force* des *anthropos*) mit der eines denkenden und handlungsfähigen Wesens (die *power* eines *homo*) (Horn und Bergthaller 2019: 92 ff.) – oder soziologisch gesprochen: mit dem politischen Vermögen einer Gesellschaft und ihrer Wissenschaft.

Wem das zu abstrakt ist und wer sich davon noch unberührt fühlt, kann sich die eigene Involvierung in die dramatische Lage in dem vergegenwärtigen, was Peter Sloterdijk (2023: 37 ff.) mit der »Ausbeutungsverschiebung« auf den Begriff gebracht hat: Geht man davon aus, dass der Einsatz von Kraft beziehungsweise Energie von Anfang an die Grundlage

dafür ist, dass Menschen sich nicht nur ernähren, sondern sich auch einen wie auch immer gearteten (und ungleich verteilten) Wohlstand verschaffen, dann hat der Einsatz fossiler Energieträger menschheitsgeschichtlich eine enorme Schubkraft bewirkt. In gewisser Weise hat die fortan entwickelte Maschinenleistung auch die Muskelkraft eines Sklaven ersetzt. Die Ausbeutung der Erde hat diese Art der Ausbeutung von Menschen verzichtbarer gemacht. Freiheitgewinne sind also allenthalben zu verzeichnen. Allerdings bedeutet das im Umkehrschluss, dass wir, die Bewohner:innen der fossilen Zivilisation, die einem entsprechenden Lebensstil frönen, in gewisser Weise alle zu Sklavenhaltern geworden sind: Weil wir wie selbstverständlich rund um die Uhr Unmengen von Energie verbrauchen – und uns dabei selbst das Wasser und die scheinbar unendlich vorhandenen Energieressourcen abgraben.

Wir haben es demnach keineswegs nur mit einer erneuerten Form von Unübersichtlichkeit (vgl. Habermas 1985) und Krise zu tun – die ja stets etwas Vorübergehendes hat, bis an die Stelle der Verunsicherung irgendwann etwas Neues tritt. Vielmehr zeichnen sich mit dem Anthropozän fundamentale Verschiebungen ab, die sich gesellschaftlich an einer neuen Erfahrung von Zeitlichkeit, aber eben auch entsprechenden kategorialen Verwerfungen festmachen lassen. Wenn die Katastrophe sich als Erwartung in die Zukunft einschreibt, dann heißt das entweder, dass diese radikal offen wird – nicht mehr in der Vorstellung eines alles ermöglichen Fortschritts (Koselleck 1989: 33 f.), sondern im Gegenteil dystopisch in der erwarteten Unmöglichkeit vorherzusagen, welche Art von Katastrophe uns wann als nächstes ereilen wird –; oder aber die Gegenwart hat überhaupt keine Zukunft mehr. Dies ist in dem Moment der Fall, in dem die Gewissheit bestimmend wird, dass ein Weiter-so-wie-bisher (im Denken wie im Handeln) unweigerlich in die endgülti-

ge Katastrophe münden wird (Horn 2014: 17) – und in dem jede Hoffnung auf Änderung und Besserung (der Menschheit) dahinschwindet. Indifferenz bleibt gesellschaftlich freilich immer noch möglich, aber sie lässt sich in der Tat immer schwerer aufrechterhalten.

... und drei Blickverschiebungen

Um der Frage des Existenziellen näher zu kommen, schlage ich deshalb – anknüpfend an die beiden vorliegenden Perspektiven – vor, das soziologische Instrumentarium mit Hilfe dreier analytischer Blickverschiebungen noch weiter aufzubrechen. Die folgende kurze Skizze legt erstens nahe, Gesellschaft nicht zuerst von der Ordnung, sondern von ihren Verwerfungen her zu lesen, in denen das Existenzielle zuweilen aufschimmert; zweitens das Augenmerk weniger auf die Sinnherstellung und das Sinnverstehen als vielmehr auf das Sinnliche des Verstehens zu legen; und drittens das Existenzielle nicht zuerst in der Frage nach dem Überleben von Gesellschaften, sondern in dem Begriff aufzusuchen, den Gesellschaften sich vom Leben machen.

1. Verwerfungen. Die Frage, was das Existenzielle bedeutet und ›ist‹, erschließt sich nicht in der Normalität des Alltags und in der Reibungslosigkeit des Funktionierens von Gesellschaft. Das sehen offenbar auch Lessenich und Scheffer so, wenn sie das Auftauchen des Existenziellen an der gesellschaftlichen Überforderung festmachen. Doch anstatt sich nun weiter auf die Suche nach den sozialen Mechanismen des Ordnens und der Normalisierung zu begeben, ginge es zuerst darum, den Momenten der Verstörung und Irritation, des Erschreckens oder auch der Erschütterung nachzugehen: jenen Momenten, in denen Verletzlichkeit erst fühlbar wird und in denen, was als elementar oder eben existenziell für das Leben verstanden wird, problematisch wird und so auch zur Sprache kommt. Das hieße nicht zuerst in Augenschein

zu nehmen, wie Menschen in Reaktion auf außerordentliche Situationen neue Praktiken, Routinen und Strategien des Umgangs oder wie Gesellschaften neue Techniken und Technologien der Kontrolle und Beherrschung entwickeln; als vielmehr wie sie sich auf die Verstörung, die Verunsicherung und die Ungewissheit *einlassen*: wie Unsicherheit ausgehalten und wie das, was als existenziell erlebt wird – und also noch nicht bestimmt ist –, zu einer Erfahrung und als solche angenommen wird. Das hieße auch davon auszugehen, dass Gesellschaften weitaus resilenter (gerade nicht in einem funktionalistischen Sinne) sind und sich auf Unvorhergesehenes einlassen können, als Politik, aber auch die Soziologie der Sicherheit dies wahrhaben wollen (salopp gesagt: man muss der Bevölkerung die Angst nicht austreiben, die man ihr zuerst eingeredet oder unterstellt hat).

Gesellschaft von ihren Verwerfungen her in Augenschein zu nehmen, ist kein Aufruf zu einer Soziologie des Katastrophischen. Wohl aber könnte das bedeuten, zumindest einmal anzunehmen, dass die Ordnung und das Funktionierende vielleicht gerade nicht der gesellschaftliche Normalfall, zumindest keine Selbstverständlichkeit sind; dass das Prekäre und Fragile, das Ambivalente, Verstörende und (noch) Unentschiedene vielmehr weitaus öfter in die vielen kleinen Momente des Alltags einbrechen, als sich die Soziologie das traditionell vorstellen wollte.²

2. *Sinnliches*. Die Erschütterung ist beides, sie ist die Erfahrung eines existenziellen Einbruchs, einer Haltlosigkeit oder Abgründigkeit, und als solche immer auch ein Bruch mit Gewissheiten, also des bisher Geglubten und Gewussten.³ Die Irritation hingegen setzt weitaus früher an. Sie konstituiert eine Situation, in der Routinen unterbrochen, Selbstverständlichkeiten durchkreuzt werden – und in der sich Katastrophen anzeigen können (vgl. Bergmann 2013). Um solche Momente der Unsicherheit analytisch einzuholen, gilt

es folglich »jene noch vorbegriffliche und präsemantische Zone [in den Blick zu nehmen], in der die Entscheidung, was als signifikant (und damit ›sinnfähig‹) und was als insignifikant gilt, noch gar nicht getroffen ist« (Koschorke 2015: 322). Es geht mithin um die sinnliche Dimension der Entstehung von Bedeutung und Sinn und – affekttheoretisch gesprochen – um jene Momente, in denen uns etwas ereilt, ein Eindruck, ein Schock, noch bevor wir das benennen können. Das bedeutet umgekehrt allerdings ebenso nachzuzeichnen, wie Begriffe oder Konzepte ihrerseits gesellschaftliche Sicht- und Seinsweisen prägen. So hat etwa die Rede vom ›Anthropozän‹ ganz neue Vorstellungswelten eröffnet. Sie hat ermöglicht, Zusammenhänge zu begreifen und Ereignisse als solche zu dechiffrieren, kurzum überhaupt erst zu sehen und zu erkennen, was der Begriff bereits in seinem Bedeutungshorizont vorhält: Extreme Vorkommnisse werden plötzlich als ein Symptom des Klimawandels verstanden, Kriege in ihrer antihumanen wie antiökologischen Gewaltsamkeit als ein Problem des Anthropozäns lesbar. Dabei ist grundsätzlich davon auszugehen, dass Sinnherstellung keineswegs immer möglich und schon gar nicht abschließend ist, die Sinnsuche nicht einmal ständig das Movens sozialen Handelns ist. Sinn wird einer Sache oder einem Geschehen nicht immer nur (von jemandem, intentional) verliehen, ist vielmehr oftmals der ›Effekt‹ (ebd.) gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und Verhandlungen über bestimmte Ereignisse. Er geht aus bestimmten Situationen oder Konstellationen (kontingent) hervor und verändert sich gewissermaßen ständig.

3. *Leben*. Der Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten der Fortschreibung von Gesellschaftlichkeit und letztlich dem *Überleben* von Gesellschaften geht die Frage voraus, was dieses *Leben* in aller Vielschichtigkeit für diese heißt – und wie sich das zeigt. Das Leben ist dabei freilich nicht als etwas ontologisch Gegebenes – und das Existenz-

zielle schlechthin – vorauszusetzen, vielmehr gilt es die gesellschaftliche Konstituierung des Ontologischen zu inspirieren. Das bedeutet einerseits zu fragen, wie Gesellschaften ihr Leben begreifen, es ein- und zurichten. Wie entscheiden sie unter Bedingungen der Gefährdung, was als lebenswertes und also zu schützendes und zu förderndes Leben gilt? Welchen Formen des Lebens geben Gesellschaften statt, und welche schließen sie damit als Möglichkeit aus? Wann beginnen sie auszuhandeln, was ein ›lebbares‹ und politisch gestaltbares Leben ist und sein soll (Garcés 2019: 94)? Andererseits bedeutet es, einen Sinn dafür zu entwickeln, wie sich ›das Leben‹ in Gestalt von Einbrüchen zeigt. Nicht nur natürlich daherkommende, sondern vor allem auch soziale Kräfte sind es, die Gesellschaften aufstören und verstören: indem sie sich als unberechenbar und nicht zu bändigende bemerkbar machen; kurzum als etwas Widerständiges, das sich der Regierung oder Regierbarkeit notorisch entzieht (vgl. Drápal und Krasmann 2023). Das Existentielle als das Abgründige scheint dann in der Gefährdung auf: der Gefährdung der eigenen Ordnungsvorstellungen und der scheinbaren Geordnetheit des Lebens. Es erweist sich mithin als Teil der Ordnung. Die Ordnung kann das Existentielle nicht ausschließen, und zuweilen zeigt sich in ihr das Abgründige, das sie selbst hervorbringt.

Je mehr ein Leben als bedroht angesehen wird, umso dringlicher artikulieren sich offenbar gesellschaftliche Schutzforderungen. Das manifestiert sich augenblicklich vor allem in der Politik der Sicherheit und des Rechts, die immer mehr Formen des Lebens als schützenswert identifiziert. So gilt es nicht mehr nur, das Leben der Bürger:innen, die Freiheit, die Demokratie als Lebensform ebenso wie unseren Wohlstand zu sichern, sondern – angesichts immer knapper werdender Ressourcen – auch die »Lebensgrundlagen«.⁴ Die Zerstörung kultureller Artefakte in Kriegen oder terroristischen Atta-

cken verschafft Stimmen Gehör, die das Erbe der Menschheit oder bestimmter Bevölkerungsgruppen gesichert wissen wollen. Der fortschreitende Klimawandel bringt die Rechte der Natur und anderer, ›mehr-als-menschlicher‹ Lebewesen auf die Agenda. Die Konjunktur von Begriffen wie Ökozid, Urbizid, Kulturizid ist selbst Ausdruck einer zunehmenden Besorgnis um Leben und verschiedenste Lebensformen im Augenblick ihres drohenden Verlustes. Für eine Soziologie des Existenziellen ist dabei nicht nur die Frage relevant, unter welchen Bedingungen, sondern auch in wessen Namen sich solche Sorge artikuliert. Wann merken ›wir‹, dass die Erde brennt? Wann bemerken wir, dass *wir* es sind, die sie angezündet haben (das ist fraglos schon unzählige Generationen her, doch sind wir immer noch dabei)? Wann also, das sind ja auch Lessenichs Fragen, antworten wir; wann fühlen wir uns angesprochen und handeln, vielleicht ohne bereits eine Antwort zu haben?

Im Nachwort zur Neuausgabe vom *Prinzip Verantwortung* (Jonas 2020) legt der grünenpolitisch motivierte und derzeitige Wirtschaftsminister Robert Habeck nahe, Verantwortlichkeit über den Selbstbezug begreifbar zu machen: Die Sorge für andere, etwa um die Natur und die Mit-Lebewesen angesichts des Klimawandels, liegt im eigenen Interesse (Habeck 2020: 414), im Interesse des Erhalts der Gesellschaft, im Interesse des Überlebens der Menschheit. Es ist ein altes Problem der Moraltheorie: Wann engagieren Menschen sich für andere, auch wenn diese ›anders‹ sind? Wann zeigen wir Mitgefühl, auch wenn es nicht in unserem Interesse ist? Und es ist ein altes Problem der Verantwortungsethik, darüber zu moralisieren. Die Soziologie indes will nicht moralisieren, aber sie ist politisch. Vor allem will sie vorstellbar machen – darum ringen auch die Beiträge von Lessenich und Scheffer –, wie Gesellschaft, die stets mehr ist als die Summe ihrer Teile, funktioniert. Was ist es, das uns eine Gesell-

schaft sein lässt, und was ist es, das uns – obgleich aus der Sicht eines Einzelnen vielleicht aussichtlos – politisch sein lässt? Können wir uns vorstellen, als Menschheit oder Gesellschaft überfällig und überflüssig zu sein? Sobald wir nicht mehr da sind, nicht mehr existieren, wird uns das nicht mehr interessieren. Aber vielleicht hilft das, jetzt zu realisieren, welche Lebensformen verloren gehen würden und welche uns wert sind, sie aufrechtzuerhalten und neu zu erfinden.

Existenzielle Probleme, so sagt Scheffer (2021: 15), kann es »ohne deren erfolgreiche Problematisierung« geben, wenn auch vielleicht »noch nicht ›für uns‹, noch nicht gesellschaftlich«. Denkbar ist das. Es ist wie die Frage nach der Wahrheit. Ohne die Vorstellung von der *einen* Wahrheit, von dem, was Tatsache und also richtig beschrieben ist, würden wir uns vielleicht nicht so sehr an sie klammern und nicht so sehr auf sie hoffen. Wir verlören die Orientierung. Doch liegt die Wahrheit, wie das Existenzielle, nicht einfach offen da. Weder kann man sie besitzen, noch braucht man lediglich auf sie zu verweisen. Die Wahrheit ist unbedingt, denn sie duldet keine andere neben sich. Zugleich muss sie jedoch immer erst aufgezeigt und festgestellt werden. Insofern ist sie stets strittig, und das muss man aushalten können. In gewisser Weise ist die Wahrheit sogar relativ – ›relativ‹ zweifelsohne nicht im Sinne von beliebig. Sie ist nicht einfach Meinungsache und bloß eine Frage der Behauptung. Aber es gibt eine Wahrheit des Relativen, wie Claire Colebrook (2021: 532) es nennt: »The truth of the relative.« Sie bedeutet, dass wir den Stein des Weisen nicht finden werden, aber dass wir (soziologische) Theorie gebrauchen könnten, um über die Existenz verschiedener Welten nach- und womöglich *anders* zu denken. Dazu gehört auch, und vielleicht mit an erster Stelle, die Frage: Wen und wessen Welt wollen wir eigentlich retten? Und über wessen Leben maßen wir uns dabei an, zu entscheiden?

Anmerkungen

- Alle direkten und indirekten Zitate von Stephan Lessenich und Thomas Scheffer (im Folgenden mit SL und TS indiziert), bei denen kein anderer Beleg angegeben ist, beziehen sich auf die Beiträge der beiden Autoren zu Beginn dieses Bandes; sie enthalten daher keine Seitenangaben.
- Allerdings lassen sich verschiedene Perspektiven der Soziologie insbesondere in der jüngeren Diskussion gerade als das Bemühen verstehen, ein so verstandenes Widerständiges theoretisch einzuholen, insbesondere in der Soziologie des Lebens (vgl. Delitz, Nungesser und Seyfert 2018), der relationalen Soziologie (vgl. Seyfert 2019) und einer postfundamentalistischen Theorie der Gesellschaft (vgl. Marchart 2013).
- Ich danke Janis Walter, der mich auf der Tagung zur »Fragilität zwischen Ästhetik und Gefährdung« der Forschungsgruppe »Figurenationen von Unsicherheit« an der Fern-Universität Hagen im Mai 2023 auf diesen theoretisch noch wenig ausbuchstabierten Begriff der Erschütterung gestoßen hat.
- So die Außenministerin Annalena Baerbock bei der Auftaktveranstaltung der Münchner Sicherheitskonferenz zur Entwicklung einer Nationalen Sicherheitsstrategie am 18. März 2022, <www.auswaertiges-amt.de/de/newsroom/baerbock-nationale-sicherheitsstrategie/2517738>.

Literatur

- Bergmann, Jörg 2013: Die Trivialität der Katastrophe - Situationen als Grenzobjekte, in: Reinhard Hörster, Stefan Köngeter und Burkhard Müller (Hg.): Grenzobjekte. Soziale Welten und ihre Übergänge. Wiesbaden: Springer VS, 285–299.
- Bröckling, Ulrich 2013: Der Kopf der Leidenschaft. Soziologie und Kritik, in: Leviathan 41(2), 309–323.
- Chakrabarty, Dipesh 2018: Anthropocene Time, in: History and Theory 57(1), 5–32.
- Chandler, David 2023: The politics of the unseen: speculative, pragmatic and nihilist hope in the anthropocene, in: Distinktion. Journal of Social Theory, 1–16.
- Colebrook, Claire 2021: Can Theory End the World?, in: symplekt 29(1/2), 521–534.
- Danowski, Deborah und Eduardo Viveiros de Castro 2019 [2014]: In welcher Welt leben? Ein Versuch über die Angst vor dem Ende. Übers. von Ulrich van Loyen und Clemens van Loyen. Berlin: Matthes & Seitz.
- Delitz, Heike, Frithjof Nungesser und Robert Seyfert (Hg.) 2018: Soziologien des Lebens. Überschreitung – Differenzierung – Kritik. Bielefeld: transcript.

- Drápal, Vojta und Susanne Krasmann 2023: Über den Nutzen und Nachteil der Genealogie für das Leben, in: Katharina Hoppe, Jonas Rüppel, Franziska von Verschuer und Torsten H. Voigt (Hg.): Leben Regieren. Natur, Technologie und Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Frankfurt a. M. und New York: Campus, 95–110.
- Elias, Norbert 2003 [1983]: Engagement und Distanzierung. Hg. und übers. von Michael Schröter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel 2001 [1966]: Das Denken des Außen, in: ders.: Schriften in vier Bänden. *Dits et Ecrits*. Band I: 1954–1969. Hg. von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarb. von Jacques Lagrange. Übers. von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek und Hermann Kocyba. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 670–697.
- Garcés, Marina 2019 [2017]: Neue radikale Aufklärung. Übers. von Charlotte Frei. Wien und Berlin: Turia + Kant.
- Gehring, Petra 2020: Von sozialer Abstraktion und hilflosem Intellekt, in: Michael Volkmer und Karin Werner (Hg.): Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft. Bielefeld: transcript, 17–24.
- Habeck, Robert 2020: Nachwort. Ein politischer Imperativ, in: Hans Jonas: Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Berlin: Suhrkamp, 399–418.
- Habermas, Jürgen 1985: Die Neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Horn, Eva 2014: Zukunft als Katastrophe. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Horn, Eva und Hannes Bergthaller 2019: Anthropozän. Zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Jonas, Hans 2020 [1979]: Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Berlin: Suhrkamp.
- Koschorke, Albrecht 2015 [2008]: Nicht-Sinn und die Konstitution des Sozialen, in: Kay Junge, Daniel Suber und Gerold Gerber (Hg.): Erleben, Erleiden, Erfahren. Die Konstitution sozialen Sinns jenseits instrumenteller Vernunft. Bielefeld: transcript, 319–332.
- Koselleck, Reinhart 1989 [1979]: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Liebsch, Burkhard 2021: Kriege und fatale Illusionen der Besiegbarkeit als Bedrohung. Metatheoretische Beobachtungen und Desiderate gegenwärtiger Philosophie kriegerischer Gewalt, in: *Labyrinth* 23(2), 145–175.
- Marchart, Oliver 2013: Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Marx, Karl 1961 [1844]: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: Marx-Engels-Werke. Band 1. Berlin: Dietz, 378–391.
- Nixon, Rob 2011: Slow Violence and the Environmentalism of the Poor. Cambridge: Harvard University Press.

- Scheffer, Thomas 2021: Existentielle Probleme, soziologisch, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* (ZTS) 10(1), 3–33.
- Scherer, Bernd 2022: *Der Angriff der Zeichen. Denkbilder und Handlungsmuster des Anthropozäns*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Seyfert, Robert 2019: *Beziehungsweisen. Elemente einer relationalen Soziologie*. Weilerswist: Velbrück.
- Sloterdijk, Peter 2023: *Die Reue des Prometheus. Von der Gabe des Feuers zur globalen Brandstiftung*. Berlin: Suhrkamp.
- Weber, Max 1904: Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 19(1), 22–87.

Die Macht des Vordringlichen

Thomas Scheffer und Stephan Lessenich

Irgendwas ist immer: die Überlastung der Kommunen, ein Haushaltsloch, die hohe Inflationsrate, die Wohnungsnot, der Rechtspopulismus. Die Politik wirkt getrieben, atemlos. Gleichermaßen gilt für die Betriebe mit den beklagten Steuerlasten, dem dauernden Berichtswesen, der Absatzkrise, den Lieferketten, dem Fachkräftemangel. Eine ganze Serie von Vordringlichkeiten prägt auch den Alltag der Leute: To-do-Listen wollen abgearbeitet, die Kinder vor der Arbeit in die Schule gebracht, die überfällige Steuererklärung eingereicht, der überteuerte Einkauf erledigt werden. Vor allem aber will der Arbeitsplatz erhalten, der Kredit bedient, der soziale Status gewahrt werden. Die Klimakrise, obgleich omnipräsent und immerzu pressierend, wirkt da wie eine Forderung, die im Zweifel zurückzustellen, nie sofort zu begleichen ist.

Die existenzielle Wucht des exponentiell beschleunigten Klimawandels, zusammen mit dem sich schließenden Gelegenheitsfenster seiner Abmilderung, bleibt dem sozialen Geschehen seltsam äußerlich, als abgeleitete Größe des gesellschaftlichen Normalbetriebs und seiner Verhältnisse. Und dies trotz aller Anstrengung um Rechenschaft: Die nahen Kippunkte sind wissenschaftlich belegt, massenmedial vor Augen geführt und klimapolitisch bis auf die Komma-stelle hochgerechnet. Die Klimafrage bildet den Anlass und den Bezug für visionäre Reden, internationale Verträge und der Allgemeinheit verpflichtete Verfassungsgerichtsurteile. Zugleich, und dies ist das soziologische Rätsel, dominieren die gesellschaftlichen Beharrungskräfte, wird vertagt und verdrängt, ins Gestern geflohen, auf Distanz gebracht, praktisch verleugnet – und vor allem CO₂-intensiv fortgefahren.

Dieses Rätsel kann soziologisch in verschiedene Richtungen aufgelöst werden: dass die Einsicht in die existenzielle Wucht und Tiefe des Problems (noch) fehlt; dass Interessen den Lösungen entgegenstehen; dass wir dem falschen Denken verhaftet bleiben; dass Wirkungen sich zu abstrakt, schleichend und verstreut einstellen. Das Rätsel wird im Rückgriff auf störrischen Irrglauben, untilgbaren Restzweifel, institutionelle Trägheit oder systemische Selbstprogrammierungen angegangen. Wir schlagen indes eine andere Perspektive vor, um zu erfassen, wie die Bearbeitung des drängendsten aller Probleme im ›sollte‹, ›wäre‹, ›müsste‹ verharrt. Wir stellen fest: Es gilt die Regel, und zwar ganz und gar nicht nur in der deutschen Politik, dass alles, was sich im herkömmlichen Problemhaushalt als vordringlich darstellen lässt, auch derart zu behandeln sei – der hohe Strompreis, die Exportkrise der Automobilindustrie, das Umfragehoch der Neofaschisten, die Zuwanderung von ›Unerwünschten‹. Nachrückende Probleme verwirren die Prioritätenordnung und drängeln sich auf der Agenda nach vorn: der Angriffskrieg auf die Ukraine etwa. Die Vordringlichkeitsregel selbst ist aber noch nicht die Erklärung, sondern das selbst zu Erklärende.

Das Vordringliche sticht ins Auge, wo wir praktische Vollzüge mit der Frage des Fortgangs, des ›Wie weiter?‹, konfrontieren. Hierzu lösen wir uns von der irrgen, weitgehend scholastischen Vorstellung von der Praxis als Routine und rücken stattdessen die Notwendigkeiten, Anstrengungen, Techniken und das mögliche Scheitern ins Zentrum. Das Vordringliche erweist sich aus praktisch-involvierter Warte; das Vordringliche mag irritieren, wo für Außenstehende der Eindruck erwächst, dass hier doch ›Eigentliches‹ liegen bleibt, ja systematisch verdrängt wird, ›nur um dem Tagesgeschäft bzw. dem Gang der Dinge Genüge zu tun.‹

Die Ethnomethodologie lässt sich derart als eine Praxeologie des Vordringlichen lesen; als eine Forschungsper-

spektive, die dem sozialen Geschehen im Lichte der praktischen Erfordernisse und mit Blick auf das hier und jetzt Anstehende nahezukommen sucht. Das Geschehen stellt grundlegende Forderungen, was nun als Nächstes zu tun, zu schaffen und zu zeigen sei, als eine Art Grammatik des praktisch Gebotenen inklusive der Rechenschaft, diesem tatsächlich auch nachzukommen. Wir beobachten bereits hier, anders als Christine Hentschel, nicht etwa eine allgemeine gesellschaftliche ›Indifferenzapparatur‹ am Werk. Vielmehr stellen sich laufend zig Angelegenheiten von hoher Wichtigkeit, begleitet von Zuständen höchster Erregung, von Sorge und Anstrengung. Statt indifferent, erweist sich der Normalbetrieb als gereizt und getrieben. Im Ringen mit dem Vordringlichen gerät dabei, ganz wie Hentschel nahelegt, die gebotene sachliche Problemhierarchie aus dem Blick: die Ordnung der Probleme, die dringend nach Bearbeitung verlangen – sollen nicht die Bearbeitungskapazitäten selbst und ihre Disponierbarkeit verlustig gehen. Im Ergebnis entsteht eine Problemordnung, die all das nachrangig stellt, was sich nicht akut als unabweisbar für das unmittelbare Weiter tun aufdrängt.

Zu dieser Gemengelage gesellt sich das, was Susanne Krasmann in ihrer Gegenwartsdiagnose vom »Einbruch des Existentiellen« konstatiert: die immer häufigere »Erschütterung« der Ordnung. Wir folgen ihr hier, allerdings wiederum unter Vorbehalt. Wir betonen die Findigkeit der Beteiligten, den geordneten Gang der Dinge »for all practical purposes« (Garfinkel 1967: vii) im tagtäglichen Hier und Jetzt zu wahren, zu heilen, wiedereinzusetzen. Wir beobachten mehr noch als die nachhaltige Erschütterung der Ordnung einen unablässigen Reparaturbetrieb mit seinen zunehmend vorläufigen, kurzatmigen und notdürftigen Wiederherstellungen. Die Flickschusterei treibt insbesondere den politischen Betrieb in eine Raserei, in der hochfre-

quent Krisen für den Augenblick zu bewältigen sind – und die momentane Krisenbewältigung im Zweifel zu Lasten der mittel- und langfristigen Problemarbeit durchgesetzt wird. Dieses notdürftige *»reordering«* ist weder kompatibel mit der vorherrschenden Selbstbeschreibung staatlicher Ordnung als *»strategisch«* und *»gefestigt«*, noch mit den eher auf institutionelle Stabilität und soziale Arbeitsteilungen fixierten soziologischen Paradigmen.

Zur Schlüsselkompetenz – von uns Gesellschaftsmitgliedern ebenso wie der wirtschaftlichen und staatlichen Betriebe – gereicht unter solchen Bedingungen die gelebte Indifferenz gegenüber den weiteren drängenden Problemen. Nur so, im Absehen und Ausblenden, gelingt es uns und ihnen, *gleichwohl* – trotz des Fortbestehens, des Anschwellens der existenziellen Probleme – fortzufahren und den Alltagsgeschäften nachzugehen. Dies erinnert an die Haltung und Perspektive von Simmels Stadtmenschen, die ob der Fülle und Vielfalt der Eindrücke und Reize abstumpfen, die sich im Wegsehen, in Unentschiedenheit und in Gleichmut üben (vgl. Simmel 1984). Allseitige Resonanz, Empfindlichkeit und Empfänglichkeit wäre unter den gegebenen Verhältnissen hinderlich.

Alltäglich stellt sich so ein eigentümlicher Umgang mit den existenziellen Fragen ein. Sie geraten zum *»Elefant im Raum«*, der in Form der defizitären, inadäquaten Problembearbeitung umgangen und ignoriert wird. Dies schließt Angstzustände und Panikattacken nicht aus, im Gegenteil. Hinzu treten Betroffenheitsabwehr und emotionale Verhärtung, das Anlegen einer Schutzpanzerung und die vorgreifende Selektion der Anlässe affektiver Arbeit. Die Gesellschaftsmitglieder werden so notgedrungenen nicht nur zu Krisenmanagern, sondern, mehr noch, zu individualisierten Clearingstellen, die die Flut an Katastrophen-Nachrichten, an Wasserstandsmeldungen, an Alarmierungen systematisch zu filtern, zu dosieren und

wegzusortieren suchen. So wie Apparate der Problemarbeit, staatliche Instanzen und politische Ideologien, so hegen und pflegen auch Gesellschaftsmitglieder entgegen der drängendsten existenziellen Herausforderungen ihre – handhabbaren, womöglich auszulagernden – »Lieblingsprobleme«. Letztere fügen sich den eingespielten Ressourcen, beherrschten Techniken und gängigen Behandlungsweisen. Lieblingsprobleme sind die Fragen, auf die geradezu automatisch geantwortet werden kann: mit Engagement, Investition, Tunnelblick. Sie simulieren Problem-Resonanz und verdrängen zugleich die konkurrierenden Problemstellungen, etwa indem diese »ganz anderen« Positionen, Klassenlagen, Lebensstilen zugewiesen werden.

Das alltäglich Vordringliche fällt nicht vom Himmel. Es ist nicht einfach den Begegnungen, Verrichtungen und Verfahren eingeschrieben; es ist auch aus der Verteilung derselben zu rekonstruieren. Die Notwendigkeit etwa, dieses oder jenes alltäglich zu tun – die Eltern zu besuchen, den Großeinkauf zu tätigen, den Kredit zu bedienen – ist ihrerseits Ausdruck eines »Way of Life«, eingebettet in die gesellschaftlichen Re-/Produktionsverhältnisse. Die Verteilung des Anstehenden, seine Verdichtung, Beschleunigung, Gleichzeitigkeit folgt – insbesondere auf der apparativen Ebene der Unternehmung, der Werkstatt, des Labors – einer »Logik des Feldes«, wie es Bourdieu umschrieb (vgl. Bourdieu 1970; Bourdieu und Wacquant 2006). Das, was vordringlich zu tun ist, setzt die Basisregeln, die dieses Tun gleichsam als das vorführen, was es ist: das *doing being at work*, das *doing making a deal*, das *doing paying the rent*. Das Vordringliche stellt sich hier, jetzt – bis zum nächsten Zug im aufgeheizten Sprachspiel, der überfälligen Zahlung im Geschäftsverkehr, dem noch termingerechten Antrag im Rechtsverfahren. Dass sich etwas tatsächlich vollzieht, erweist sich erst in der Vorführung des anstehenden Beitrags. Dieses *Accounting* – als Rechen-

schaft und Zurechnung – zieht die Beteiligten in die jeweilige Sozialität hinein, fordert ihren Tribut, ist obligatorisch, schafft erst Relevanz. Derlei gilt für die Hervorbringung jedweder Aktivität, jedweden Objekts, jedweder Entscheidung, für die Hervorbringung von Gebrauchs- ebenso wie von Tauschwerten. Alltagsverrichtungen, Arbeitsteilungen, Verfahrensabläufe wollen erkennbar vollzogen, das heißt hier und jetzt bedient und komplettiert werden. So ist der normalisierte Gang der Dinge.

Allerdings entfaltet sich die Macht des Vordringlichen grundlegender. Sie offenbart sich nicht nur mit den laufenden Verrichtungen, Arbeiten, Verfahren – sie drängt schon zur Aufnahme derselben. Es ist unter den gegebenen Verhältnissen wiederum das Accounting, die Rechnungslegung, die zu belegen hat, dass geforderte Leistungen auch laufend erbracht, Werte geschaffen, Erträge realisiert werden. Derart gilt es, insbesondere in organisierten Kontexten, nicht nur eine Handlung zu vollziehen, sondern gleich auch die nächste Aktivität im Rahmen von Leistungsanforderungen und Dienstpflichten in Angriff zu nehmen. Und nicht nur das. Die Macht des Vordringlichen wächst an den Pflichten, denen es zu entsprechen, an der Schuld, die es zu tilgen, an den Prüfungen, die es zu bestehen gilt. Sie folgt der und treibt die Logik der Wachstumsgesellschaft. Die praktische Notwendigkeit erschöpft sich nicht in der laufenden Rechenschaft, sondern setzt sich fort in der Eventualität, der Befürchtung, der Panik gar – anders als degradierte Andere (Verlierer, Absteiger, Nichtsnutze) – hier nicht zu genügen. Die Macht des Vordringlichen stellt sich ein, wo das zu Erbringende nicht nur aktuell zugerechnet, sondern gegen konkurrierende Andere auch im Prozess verrechnet und auf Dauer angerechnet wird.

Unser Argument also lautet: das Vordringliche wird gesellschaftlich auf Dauer gestellt, wo die Aktivitäten in Systeme der Gegenrechnung eingehen, wo Wertschöpfung und

Ertrag nicht für sich, sondern in Konkurrenzen hochgerechnet werden. Die organisierte, inszenierte und dramatisierte Konkurrenz schafft derart eine Atmosphäre existenzieller Bedrohung der Marktteilnehmenden, sei es für unternehmerische, parteipolitische oder regierungsamtliche Praxen. Der eigene Fortbestand, die erreichte Position muss gegen Anderen abgesichert, verteidigt und durchgesetzt werden. Diese Gegenwärtigkeit der strukturell angelegten Vordringlichkeit gerät zur allzu leicht unterschätzten Größe, die jedoch gerade auch bei umfassenden, groß angelegten, weitreichenden gesellschaftlichen Transformationen einzukalkulieren ist. Denn jede Transformation ist Transformation-im-Geschehen, ist dadurch permanent prekär, wird stets potenziell verdrängt, und allzu leicht wieder in Frage gestellt – zumal unter verschärften und sich weiter verschärfenden Konkurrenzverhältnissen im flexiblen Kapitalismus, der finanzmarktgetrieben die automatisierten Abgleiche der Kennzahlen, Gewinnprognosen und Notierungen veralltäglich und von jeder Sache und Sachdienlichkeit absondert. Die Macht des Vordringlichen wird derart von unabweisbar erscheinenden, *quasi-existenziellen* Problemen befeuert, die die Konkurrierenden der Drohung des Scheiterns aussetzen, ihre Existenz am Markt zur Disposition stellen und in dieser Weise in immer neue, immer rasantere Vordringlichkeiten der Leistungsschau treiben.

Der so erwachsende soziale Nahkampf der kapitalistischen Arbeits- und Wirtschaftssubjekte sträubt sich mit Vehemenz gegen alles, was als anderweitige, gar allseitige, weiterreichende, allgemeine Dringlichkeit kandidiert: allem voran die Bekämpfung des Klimawandels. Das die volle Aufmerksamkeit fordernde Repertoire des Vordringlichen betrifft also bei weitem nicht nur die Leute in ihren gelegentlichen Geselligkeiten, wie es Alltagssoziologien nahelegen; es betrifft nicht nur die Betriebe und Labore in ihrer sachlichen

Objektzentrierung, wie es Studies of Work und Laborstudien nahelegen; es betrifft auch nicht nur die Staatsregierungen mit ihren Infrastrukturvorhaben, Steuerungsprogrammen und Herrschaftsambitionen. Das Vordringliche stellt sich vielmehr, und zwar auf allen Ebenen, als eine andauernde, gesteigerte, kurzatmige Konkurrenz. Sie begründet die eigentliche Macht des Vordringlichen. Ihre Triebfeder ist die Logik der Kapitalverwertung; ihre Operationalisierung leisten New Public Management und Just-in-time-Bewertungen; sie gewinnt an Fahrt und Reichweite im Taumel der globalisierenden Digitalisierung; per ›Scaling-up/down‹ schafft sie immer neue Aggregate der Leistungsvergleiche, entkoppelt vom Raum, hinein ins andauernde Jetzt. All dies verkürzt die Schlagzahl, mit der alle, die am gesellschaftlichen Geschehen teilnehmen, als Konkurrent:innen anhand markierter Performanzen gegeneinander gestellt werden.

Es ist diese Macht des Vordringlichen qua omnipräsenter Konkurrenz, die das gesellschaftliche Leben mit einem Netz von Arenen überzieht und dabei Mittel und Zwecke verkehrt. Sie überschreibt notdürftig die Zielkonflikte im Jetzt; sie erschöpft die ausgreifende Sacharbeit; sie entfremdet die Leute von ihren Angelegenheiten – und drängt sie zur praktischen Problem- bzw. Klimaleugnung. Sie bricht sich dort, wo die Märkte, gleichwohl soziale Verhältnisse, ihre materiellen Selektionsmechanismen entfalten, die es doch eigentlich – so das wohlfahrtsstaatliche Versprechen – solidarisch abzufedern, auszugleichen, zu regulieren und bändigen gälte. Der Staat, allerdings, findet hier seine eigenen Vordringlichkeiten, wo für Großunternehmen, ganze Industrien und Wirtschaftszweige die Profitabilitätsbedingungen zu bewahren sind, wo er als Investitionsstandort seinerseits in Konkurrenz mit anderen Staaten tritt. Er subventioniert nationale ›champions‹ hier und erschließt Märkte dort, er eilt von Rettung zu Rettung, er sichert Ressourcen und kit-

tet Lieferketten. Der einspringende Staat sucht selbst seinem Niedergang – im Gewand mal der Auszehrung, mal der Plünderung – zu entgehen. Als Kapitalgeber, Rettungsanker und Konkurrenzpuffer, so lehrt die politische Ökonomie, begegnen die Staaten einander von Anbeginn als erbitterte Konkurrenten, die sich gegeneinander ausspielen lassen und dabei kaum mehr erreichen, als den gesellschaftlichen Reparaturbetrieb auf Sicht weiterzuführen.

All dies heißt nun nicht, dass der Klimawandel nicht zu sehends, andauernd und verstärkt eigene Handlungszwänge produziert (hat). Die Einschläge der klimainduzierten Katastrophen kommen näher, die Dürren, Fluten, Hitzen, Stürme, die Wetterkapriolen und -extreme, all das häuft sich in beängstigendem Maße. Sie haben die Staatengemeinschaft, die Nationalstaaten, die Apparate und die Leute alarmiert und zu allerlei Versprechungen, Vorhaben und Aktivitäten gedrängt. Hinzu kommen, wie Hentschel zu Recht hervorhebt, die relativen Erfolge der zivilgesellschaftlichen Bewegungen, Initiativen und Verbände, die die Dringlichkeit der Klimafrage durchaus zu etablieren wussten und heute nachhaltig in Erinnerung rufen. Der Klimawandel steht auch aufgrund dieses unerschrockenen Engagements zur Bearbeitung. Globale Massenproteste und engagierter Widerstand bewahren derart die Klimafrage vor der umfassenden Zurückdrängung. Hinzu treten wachsende Nischen alternativer Wirtschafts- und Lebensweisen, die allerdings noch nicht die rechtliche wie staatliche Anerkennung genießen. Es gelingt bis heute allenfalls partiell, die gesellschaftliche Transformation selbst in den Stand der operativen Vordringlichkeit zu erheben. Die verpflichtenden Wasserstandsmeldungen zum Umbau der Infrastruktur, zur ausgerufenen Energie-, Verkehrs- und Agrarwende zeigen an: Es dominiert noch immer, wider alle klimatologische Vernunft, die Beharrungslogik des Weiterbetriebs und Weiterreibens.

Alle Gegenbewegung kann einstweilen das vorherrschende System des Vordringlichen nicht verdrängen, allenfalls begleiten, modifizieren und ergänzen. Noch immer erscheint die existenzielle Klimafrage allzu oft als Kür denn als Pflicht, als weiches denn als hartes Thema, als *›nice-to-have‹*. Nichts deutet darauf hin, dass diesseits der alltäglichen Anforderung vom Vordringlichen abgelassen wird, dass Vorhaben zurückgestellt oder Prüfungen relativiert werden. Wir stimmen hier Hentschel zu, dass der Klimawandel immer häufiger und unabweisbarer eine Gesellschaft am Abgrund vor Augen führt. Das Abgründige gewahrt sich als Existenzangst, als grundlegender Zweifel, als melancholische Abwendung von der Zukunft. Eine Gesellschaft, die so offensichtlich nicht im Einklang mit ihrem Wissen von der eigenen Lage agiert, die es versäumt, dem Abgründigen dieser Lage angemessene Konsequenzen entgegenzusetzen, verfällt wahlweise ins Fatalistische oder Reaktionäre. Die gesellschaftlichen Apparate der Problemarbeit erscheinen zusehends als paralysiert; nur Klimaforschung und Klimabewegung wagen den Blick in den Abgrund: Sei es im wissenschaftlichen Berichtswesen, als Massenprotest und Regierungskritik oder im gewaltfrei-disruptiven Protestritual. Nichts deutet darauf hin, dass in dieser Gemengelage die Daumenschrauben des Konkurrenzkampfes gelockert würden, dass gar die immensen Kapazitäten der Produktion und Technologieentwicklung nunmehr entschieden auf die existenzielle Gesellschaftsfrage gelenkt würden.

Hier differenzieren wir gegenüber Henning Laux' Diagnose einer neuen Rechtfertigungsordnung des technologischen Solutionismus. Nicht Leute, Unternehmen oder Regierungen seien der Schlüssel zur Lösung existenzieller Probleme, sondern vielversprechende, potentiell disruptive Technologien. Die Gesellschaft verlegt sich, so Laux, in einem Feld nach dem anderen auf weitreichende Zukunfts-

wetten. Geoengineering, Kernfusion, KI: der gesellschaftliche Horizont wird mittels technologischer Großprojekte zur Verheißung, zum Sehnsuchtsort, zur Erlösung. Für Laux wäre das Vordringliche entsprechend nur eine Begleiterscheinung dieser neuen, auf die Zukunft gerichteten Rechtfertigungsordnung. Die Kapazitäten der Problemarbeit erscheinen hier nur »noch« als unzureichend, als das einstweilen bloß bedingt Mögliche kurz vor der großen Transformation – hinein in ein neues gesellschaftliches Zeitalter. Laux' Zukunftstechniksoziologie empfängt diesen Solutionismus mit einer Mischung aus soziologischer Faszination und kritisch-skeptischem Gestus. Die Wette auf die Zukunft würde die notwendige Problemarbeit nur simulieren, um so die kollektiven Ängste zu kanalisieren und die Gesellschaftsmitglieder auf Gestaltungsoptimismus einzuschwören – wovon diese sich »nur allzu gerne hypnotisieren« ließen. Aus unserer Perspektive stellt die »Polis der Solution« den perfekten ideologischen Rahmen, oder sollen wir sagen »Überbau«, um die Macht des Vordringlichen gewähren zu lassen. Bedient wird so der Wille zur Normalität, dem die Aussicht auf eine Problemlösungsstrategie, »die gerade keine Veränderung moderner Produktions- und Lebensstile verlangt«, wie gerufen kommt.

Gleichwohl: Unsere Analyse der Antworten auf die existenzielle Klimafrage und der diese durchkreuzenden Vordringlichkeiten lässt technologische Problemarbeiten nicht in einer homogenen Herrschafts- und Rechtfertigungsordnung aufgehen. Die Triftigkeit technologischer Bearbeitungen, als Momente der apparativen Ausstattung und Kapazität, lässt sich nicht allgemein im Modus der Ideologiekritik beurteilen, sondern zuallererst nur konkret angesichts der Problemschwere selbst. Die pragmatisch-materialistische Nagelprobe, um hier zwischen einem lediglich propagandistischen Solutionismus – zwecks ideologischer Absicherung

der normalisierten Vordringlichkeiten – einerseits und dem gebotenen Einsatz wirkungsvoller Gegenmittel – als gegenwartsadäquate Mobilisierung gesellschaftlicher Kapazitäten – andererseits zu unterscheiden, ist die vordringliche Konsequenz, die die jeweilige technologische Transformation schon heute abverlangt. Denn jede neuartige technologische Bearbeitung braucht ihre Anlaufzeit und will infrastrukturell angelegt, durch Umverteilung von Ressourcen eingeleitet und durch die produktive Zerstörung des Bestehenden erst ermöglicht werden.

Sie wäre demnach nie nur Versprechen, nie nur Illusionstheater, nie nur Aufschub. Die bloße hoffnungsvolle Zurückstellung von Maßnahmen, wie sie die Kritik am *technological fix* impliziert, wäre in dieser Weise tatsächlich *keine* zu begrüßende Problemarbeit, sondern deren Gegenstück: die Absicherung des Status quo durch die Vortäuschung problemadäquater und gemeinwohldienlicher Transformationsprojekte. Demgegenüber aber ist festzustellen, dass die Bearbeitung der eskalierenden Klimakrise ohne den dringlichen Einsatz verfügbarer und zu ermöglicher technologischer Mittel ebenso unangemessen wie aussichtslos wäre. Es gilt, im Sinne der existenziellen Vordringlichkeit, das heute schon Mögliche und zu Ermöglichende in die Waagschale zu werfen. Aus dieser Perspektive erscheint die »Polis der Solution« als ein totalisierender Vorgriff auf eine Zukunft, die die naheliegenden wie notwendigen postfossilen Übergangspraktiken im Gestus der problemdistanzierten Fundamentalkritik zu begraben droht. Unsere involvierte, realisierende Kritik dagegen hebt das Vordringliche der anstehenden Mühen der Ebene hervor, die jede zu begrüßende technologische Antwort erst in Stellung und zur Wirkung brächten.

Dies, und damit schließen wir unsere Replik, kann nur gelingen, wenn das Vordringliche selbst als Gegenstand der gesellschaftlichen Kämpfe ernst genommen wird, wenn die

historisch vorstrukturierten und beständig weiter angeheizten Dauerkonkurrenzen selbst in den analytischen wie praktischen Blickpunkt rücken. Die Klimafrage, zusammen mit den von ihr erzwungenen Antworten, ist in diesem Sinne ein Einbruch in die gesellschaftlich formierte Macht des Vordringlichen. Der Klimawandel ist ein existenzielles Problem, das doch durch eben diese Macht (noch) daran gehindert wird, die Schwelle zur Realisierung zu überschreiten. Ohne nachhaltige Prioritätenverschiebungen bis hinein in die Alltagspraxis der privaten Normalhaushalte wie der gängigen unternehmerischen Kalküle durchzusetzen, ohne solidarische Existenzsicherung zu garantieren und transnationale Vergesellschaftung zu verstetigen, wird der Klimaschutz in der Hitze der Klimabefeuerung geradezu verdampfen. Der kritisch-theoretisch seit Jahrzehnten beschworene *>late capitalism<* hätte sich dann tatsächlich – derart geflutet, ausgedörrt, zermalmt von den gesellschaftlich entfachten Naturkräften – als *>last capitalism<* erwiesen.

Literatur

- Bourdieu, Pierre 1970: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Übers. von Wolf H. Fietkau. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre und Loïc Wacquant 2006 [1992]: Reflexive Anthropologie. Übers. von Hella Beister. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold 1967: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Simmel, Georg 1984 [1903]: Die Großstädte und das Geistesleben, in: ders.: Das Individuum und die Freiheit. Essais. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 192–204.

Die Autor:innen

Christine Hentschel, Prof. Dr., ist Professorin für Kriminologie, insbesondere Sicherheit und Resilienz, am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg. Sie beschäftigt sich mit Zukunftspraktiken im Angesicht planetarer Unsicherheit und post/apokalyptischen Imaginationen und Affekten der Gegenwart. Im Sommersemester 2022 war sie Fellow am Käte Hamburger Centre for Apocalyptic and Post-Apocalyptic Studies in Heidelberg und seit Dezember 2023 ist sie Co-Sprecherin der DFG-Kollegforschungsgruppe »Zukünfte der Nachhaltigkeit« an der Universität Hamburg.

Susanne Krasmann, Prof. Dr., ist Professorin für Soziologie am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg. Ihre derzeitigen Forschungsschwerpunkte sind: Architektur im Anthropozän; Affektive Wahrheit und situierte Kollektivität; Dispositive der Sicherheit; Studien zur Gouvernementalität.

Henning Laux, Prof. Dr., ist Professor für Soziologische Theorien der Wissensgesellschaft an der Leibniz Universität Hannover. Er hat zuvor in Mainz und Glasgow studiert, in Jena promoviert und in Bremen, Chemnitz und Hamburg gelehrt. Kürzlich ist sein Buch *Risikodemokratie. Chemnitz zwischen rechtsradikalem Brennpunkt und europäischer Kulturhauptstadt* (mit Jenni Brichzin und Ulf Bohmann, 2022) erschienen. Aktuell erforscht er mit Lea Zierott und Clara Wieghorst die Polis der Weltrettung.

Stephan Lessenich, Prof. Dr., ist Professor für Gesellschaftstheorie und Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Direktor des Instituts für Sozialforschung (IfS). Seine jüngste Buchveröffentlichung *Nicht mehr*

normal. Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs
erschien 2022 bei Hanser Berlin.

Thomas Scheffer, Prof. Dr., Studium der Soziologie in Bielefeld, ist Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt interpretative Sozialforschung am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt. Aus Feld- und Diskursforschungen in Verwaltung, Recht und Politik entwickelte er mit der trans-sequenziellen Analyse (TSA) eine Forschungsstrategie zu den Episoden und Prozessen bedingter Problemarbeit. Aktuell forscht er zur Soziologie existenzieller Probleme. Zentrale Bücher: *Asylgewährung* (2001), *Adversarial Case-Making* (2010), *Criminal Defence and Procedure* (mit Kati Hannken-Illjes und Alexander Kozin, 2010), *Polizeilicher Kommunitarismus* (mit Christiane Howe, Eva Kiefer, Dörte Negnal und Yannik Porsché, 2017).